Zur unterrichtlichen Behandlung der griechischen Modi auf wissenschaftlicher Grundlage, namentlich in den Bedingungssätzen.

I. Vorbetrachtung.

Von

Dr. Karl Koppin,

Kgl. Gymnasialdirektor.

Beilage zum Jahresbericht
des König Wilhelms-Gymnasiums zu Stettin
für das Schuljahr 1904/5.

Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.

1905. Progr.-No. 175.



Zur unterrichtlichen Behandlung der griechischen Modi auf wissenschaftlicher Grundlage, namentlich in den Bedingungssätzen.

Vorbetrachtung

über die Bedeutung des Unterrichts in griechischer Syntax, sein Verhältnis zur Sprachwissenschaft und die Methode der Darstellung.

Die Gunst des Augenblicks.

Den griechischen Bedingungssätzen ist die Ehre zuteil geworden, von jeher für ein besonders interessantes Kapitel der Syntax zu gelten, wie jüngst noch G. Schneider, Zeitschr. f. Gymnasialw. 1903 S. 130 ‚Der philosophische Unterricht in den höheren Schulen' bezeugt hat, — aber auch für ein besonders schwieriges, vielleicht nicht ohne Einfluss des Umstandes, dass hier angeblich 4 verschiedene Grundformen vorliegen, während sonst aller guten Dinge drei sind, was im vorliegenden Falle sogar noch immer zu viel ist. Nicht nur die sehr zahlreichen Verfasser griechischer Schulgrammatiken und syntaktischer Leitfäden, auch die grammatischen Forscher strenger Observanz, deren einige übrigens auch Schulgrammatiken geschrieben haben, haben ein unverächtliches Mass der Arbeit und Gelehrsamkeit darauf verwandt, in dieses ‚dunkle' Gebiet Licht zu bringen und den vermeintlich so schwierigen Gegenstand den Schülern verständlich zu machen. Sie haben auch das Problem gefördert, mehr als die landläufigen Schulbücher erkennen lassen, aber noch nicht zur Lösung gebracht, weder zur wissenschaftlichen noch zur didaktischen. Hierzu ein bescheidenes Scherflein beizutragen, mit wenig Gelehrsamkeit, aber, wie ich wohl wünschen möchte, mit einigem gesunden Menschenverstand, will ich versuchen, ehe ich es nicht mehr kann. Ganz leicht ist mir der Entschluss dazu nicht geworden. Ich schulde noch immer der griechischen Moduslehre den Abschluss der historisch-kritischen Arbeiten, welche zwar auch die ernste wissenschaftliche Forschung willkommen geheissen,[1]) des Dienstes immer gleichgestellte Uhr aber in den Jahren dreimaliger Schulreform nicht eben begünstigt hat. Ich hoffe, die Zeit ist nicht fern, wo ich diese Studien noch einmal ausgiebig wieder aufnehmen und zu Ende führen kann. Ihnen jetzt aber gleichsam einen leichtgeschürzten Vorläufer vorauszuschicken, dazu scheint mir der Augenblick nicht ungünstig. Die neuesten Lehrpläne machen doch Mut zu neuer Arbeit an der Methode des grammatischen Unterrichts in den alten Sprachen. Vielleicht mehr für das Lateinische als für das Griechische. Aber

---

[1]) Zuletzt noch Delbrück, Vergleich. Syntax der indogerm. Sprachen II (1897) S. 346 ff. und Kühner-Blass-Gerth, Ausführl. Gramm. d. griech. Sprache [3]. T. II Bd. 1 (1898) S. 200 f.

wenn auch die Sturmwolken, welche diesen Gegenstand bedrohen, sich noch nicht ganz verzogen haben, so zeigen sie doch derzeit ein weniger bedrohliches Aussehen, dergestalt dass die Lehrkunst nicht ohne einige Hoffnung im Bunde mit der Wissenschaft weiter sich mühen mag, dem Gymnasium sein Kleinod zu wahren und ihm wo möglich neuen Glanz zu verleihen.

Die Aufgabe der Grammatik für die Förderung des griechischen Unterrichts.

In welcher Richtung die Grammatik hierzu mitwirken kann, dürfte nicht zweifelhaft sein. An eine Vermehrung der Stundenzahl, an eine Ausdehnung des grammatischen Unterrichts und der ihm dienenden Übungen ist nicht zu denken; nur Vereinfachung und Vertiefung der Unterweisung mag uns dazu helfen, in der knapp bemessenen Zeit das für die Lektüre erforderliche Mass des grammatischen Wissens zu erzielen und zugleich die bildende Kraft der griechischen Grammatik, namentlich der Syntax, wirksamer zur Geltung zu bringen.[1]) Diese geistbildende Kraft beruht aber wesentlich in ihrer Eignung zur Herausarbeitung klarer Begriffe, zur Gewöhnung an scharfes Denken und zwar, im Unterschiede von der Mathematik, am konkreten, spröderen Stoff, dazu auch darin, dass sie, wie der Sprachunterricht überhaupt, so ihrerseits hervorragend geeignet ist, fast mühelos einigen Einblick zu eröffnen in die wunderbare Werkstatt des menschlichen Denkens, — eine wirkliche Vorfrucht der philosophischen Unterweisung. Jedem grammatischen Unterricht fällt die bedeutsame, aber durch einen mechanischen Betrieb oft so verkümmerte Aufgabe zu der berufenen „logischen Schulung“, wenn auch den einzelnen Sprachen in verschiedenem Masse, je nach ihrer Eigenart und nach dem vorwiegenden Zwecke ihrer Erlernung; sie ist nicht etwa eine Domäne der lateinischen allein, die an sich betrachtet (also abgesehen von den reicheren und mannigfaltigeren Übungen, welche ihr am Gymnasium vergönnt sind) für diese Aufgabe der griechischen Sprache keineswegs überlegen ist, mag auch der unentwegt wiederholte Satz von ihrem logischen Charakter fast zu einem Dogma geworden sein, dem man erst neuerdings häufiger prüfend, dann aber allerdings auch leicht abstimmig, gegenübertritt. Hinter dieser Betonung des Logischen in der Sprache steckt ja ohnehin nicht selten ein Fortwirken jener Anschauungen, die in der Grammatik der alten Sprachen namentlich durch Gottfried Hermann zu hohem Ansehen kamen und für das Deutsche in K. F. Beckers Organism der Sprache (1827) einen ihrer höchsten Triumphe feierten, — während wir doch jetzt wissen, dass die lateinische Sprache so wenig wie irgend eine andere eine Art Inkarnation der Logik ist und dass, wenn es sich darum handelt, den Wert einer Sprache für die Erziehung zu scharfem Denken zu würdigen, namentlich auch die Frage in Betracht zu ziehen ist, ob sie in ihrem etymologischen und syntaktischen Bau urwüchsiger oder abgeschliffener, grundverständlicher oder konventioneller ist als eine andere und der Erklärung, der Durchleuchtung ihrer Erscheinungen zugänglicher. Darin aber ist die griechische Sprache der lateinischen in vielen Stücken überlegen. Nicht in allen; denn gewisse Denkformen hat diese klarer herausgearbeitet, z. B. die zeitliche Relation im Tempussystem, und zugute kommen ihr die freilich auf ein anderes Konto gehörigen scharfen Unterscheidungen, zu welchen die Übersetzungen ins Latein auf Schritt und Tritt nötigen, z. B. in der Wiedergabe unserer dass-Sätze, unseres vielsinnigen Wenn, im logischen Aufbau einer kleinen Periode u. dergl. In der sog. Syntax des Nomens mögen die beiden alten Sprachen sich die Wage halten; aber in der des Verbums, namentlich in der Moduslehre, ist die griechische weit durchsichtiger, weil ursprünglicher, wie ja auch zu erheblichem Teil in der Bildung der

---

[1]) Vgl. v. Wilamowitz-Möllendorff „Der griech. Unterricht auf dem Gymnasium“ in den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts zu Berlin im Juni 1900, S. 208.

Flexionsformen. Hier also ist die griechische Grammatik einer elementarwissenschaftlichen Behandlung leichter zugänglich als die lateinische, um so mehr als die Schüler, die damit befasst werden sollen in den oberen Klassen, bereits geistig reifer sind; man kann ihnen leichter die Gründe der Erscheinungen aufzeigen und müheloser von Einem Punkt aus ganze Gebiete beleuchten. Dabei trifft es sich didaktisch günstig, dass der Unterricht in der Sprache, welche der Vertiefung der grammatischen Unterweisung so entgegenkommt, nicht so den Gebrauch, als vielmehr das Verständnis des Idioms zum Ziele nimmt, während im Latein des Lehrers Hauptsorge — und dazu treibt in letzter Instanz schon die Reifeprüfung — doch die ist und bleibt, den Schüler zu lehren, wie man bei dürftigen grammatischen und phraseologischen Kenntnissen einen längeren deutschen Text in leidlich fehlerloses, wenn auch sonst oft fragwürdiges Latein umwandelt. Wenn so die Eigenart der griechischen Sprache und die Ziele ihrer Erlernung einer tieferen Erfassung ihrer grammatischen Verhältnisse die Wege ebenen, so kommt als ein hierfür bedentsames Moment noch dieses hinzu, dass der Schüler, dank namentlich der Homerlektüre, in ein ungleich umfangreicheres Gebiet der sprachlichen Entwicklung eingeführt wird als im Lateinischen, dessen didaktische Stärke jene Konzentration und Enge ist, die dem Ciceronianismus noch immer seinen besonderen Wert für Erledigung der Schulaufgabe sichert. Das Griechische dagegen zwingt den Blick in die Weite und zeigt in dieser Weite eine Mannigfaltigkeit der flexivischen und syntaktischen Gebilde, die verwirren müsste, wenn sie nicht in den Hauptsachen so leicht und willig der Ordnung einer genetischen Betrachtung sich fügte. So können wir denn also die Vorteile gar nicht ungenutzt lassen, welche uns die griechische Grammatik für eine mehr wissenschaftlich gerichtete Behandlung der Sprache darbietet, auch wenn wir es wollten. Und wir können es nicht wollen, denn Wissenschaftlichkeit ist doch schliesslich der Lebensnerv des höheren Unterrichts. Die letzte Aufgabe des Gymnasiums ist es ja wohl nicht, dem Jüngling ein Vollmass äusserlich anhaftender Kenntnisse einzuprägen, die ruhmreich abgeprüft und alsbald unrühmlich abgeschüttelt werden können, sondern ihn auch wissenschaftlich denken zu lehren. Denn für wissenschaftliche Berufe bereitet es vor. Wozu lernt also unsere geplagte Jugend so vieles, was sie morgen vergessen muss, auf Unkosten dessen, was sie immer behalten sollte, ich meine der praktisch nützlichen Kenntnisse, wenn nicht auch davon ein wertvolles Ergebnis zurückbleiben soll, nämlich eine gewisse Übung im wissenschaftlichen Denken und Verfahren, überhaupt wissenschaftlicher Sinn? Von der nach „Bauernregeln“ gelernten griechischen Grammatik aber bleibt nichts übrig als der Verdruss über viel verlorene Zeit, welchen die Gegner des Griechischen zu nutzen wissen.

Weshalb Vertiefung gerade im syntaktischen Unterricht anzustreben ist.

Erstreben wir aber überhaupt eine wissenschaftliche Vertiefung des Unterrichts in griechischer Grammatik aus den angegebenen Gründen, so muss sie namentlich der Syntax zugute kommen, schon deshalb, weil diese hinter der Formenlehre in der Aufnahme sprachgeschichtlicher Ergebnisse merklich zurückgeblieben ist und der Entwicklung der Sprachwissenschaft folgend zurückbleiben musste. Man vergegenwärtige sich nur einmal, wie viel oder wie wenig des Sicheren die sprachgeschichtlich aufgebaute griechische Syntax uns zu sagen hatte, angesichts der Tatsache, dass in der 1. Auflage (1884) von Brugmanns Griechischer Grammatik in Iw. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von im ganzen 123 Seiten nur 32 auf die Syntax entfielen und auch in der 2. Auflage (1890) von 235 Seiten nur 59, während es in der 3. Auflage (1900) 206 Seiten von 568 geworden sind. Das ist bezeichnend für den Eifer, mit dem die sprachvergleichenden Studien sich auch der Syntax zugewandt haben; haben wir doch auch seit 1893/97 die Vergleichende

Syntax der indogermanischen Sprachen von B. Delbrück in 2 stattlichen Teilen von 560 und 795 Seiten. Nun ist aber auch, wie schon angedeutet, für unsere Bildungszwecke ein wissenschaftlich vertiefter Unterricht in der Syntax ergiebiger als in der Formenlehre; nicht nur weil er sich an reifere Schüler richtet, denen das Interesse für wissenschaftliche Einblicke in das Werden und Wesen der Sprache schon erwacht ist oder doch leichter geweckt werden kann als den mit der Formenlehre befassten Tertianern, sondern auch weil er zu verständlicheren und den allgemeinen Bildungsinteressen interessanteren Ergebnissen führt. Wer den Entwicklungsgang der historisch-vergleichenden Formenlehre, sagen wir einmal von Bopp bis auf Brugmann sich vergegenwärtigt, weiss, dass die schönen Offenbarungen über die sinnvolle Bildung der Nominal- und besonders der Verbalformen, die jener und seine Jünger uns anboten, unter dem strengen Scepter der Lautgesetzlichkeit, das die sog. Junggrammatiker schwingen, zu schönen Illusionen geworden sind, dass die Zeit dahin ist, wo man noch glauben durfte, mit leidlicher Sicherheit zu wissen, in gewissen Kasussuffixen seien Pronominalstämme enthalten, in den meisten Personalendungen agglutinierte Pronomina, in den sekundären Bildungen des sigmatischen Aorists und Futurums die Verbalwurzel as (sein) und dgl. mehr. Der Syntax dagegen, welche in ihrem Anspruch eine Geisteswissenschaft, nicht Naturwissenschaft zu sein sich energischer behaupten kann als die Formenlehre, da der Schlüssel zu ihren interessantesten Rätseln eben nicht im Laute, sondern im Gedanken liegt, — ihr verheisst die sprachvergleichende Forschung nach ihren gegenwärtigen Bestrebungen im Bunde mit der modernen Psychologie neue Offenbarungen über die Entwicklungswege des menschlichen Denkens und seines Vehikels, der Sprache. Daneben aber kann auch die schon im Elementarunterricht wissenschaftlich angelegte Formenlehre nach ihren wirklich geistbildenden Momenten noch immer zu ihrem Rechte kommen bei der Homerlektüre der reiferen Schüler. Aus solchen Erwägungen heraus stimme ich also Cauer vollkommen bei, wenn er Grammatica militans [2] S. 68 sagt: „Die Hauptstelle sprachgeschichtlichen Einflusses lag bisher im griechischen Elementarunterricht; sie wird mehr und mehr nach den oberen Klassen hinrücken, da die Wissenschaft selbst reifer und reicher geworden ist und so auch für das, was sie der Schule mitteilen kann, gereifteren Sinn verlangt.“ Zutreffend ist aber auch die Bemerkung S. 81, dass die Aufnahme historischer Grundanschauungen, die für die Formenlehre mühsam und langsam durchgesetzt worden ist, für die Syntax erst noch durchgesetzt werden solle.

Möglichkeit der Vertiefung bei Vereinfachung.

Bleibt noch die Frage, ob denn zur Vertiefung des grammatischen Unterrichts in der griechischen Sprache der Schule auch Zeit bleibe. Ich meine, sie kann nach einem Verfahren erfolgen, dass sie keine Zeit kostet, sondern Zeit erspart, wofern sie nämlich mit Vereinfachung Hand in Hand geht. Die preuss. Lehrpläne vom Jahre 1882 enthielten in den Erläuterungen fürs Griechische die Vorschrift: „Der syntaktische Unterricht, welcher besonders in den letzten zwei Jahrzehnten an manchen Gymnasien eine in das Speziellste eingehende Ausführung erhalten hat, ist auf die klare Einsicht in die Hauptgesetze und auf deren feste Einprägung zu beschränken.“ In denjenigen von 1892 und 1901 ist dieser treffliche Satz zwar nicht mehr zu finden, aber in den letzteren wenigstens unter O II für die Syntax der Tempora und Modi bemerkt: „Das Hauptgewicht fällt auf das der griechischen Sprache Eigentümliche“. In der Vereinigung dieser beiden Vorschriften liegt wohl das wesentlichste Erfordernis eines im Stoff sich beschränkenden und doch zugleich bildenden syntaktischen Unterrichts. Haben wir nur erst die klare Einsicht in die Hauptgesetze und damit die archimedischen Punkte zur Bewegung und Beherrschung unserer grammatischen

Gedankenwelt, so können wir mit den Einzelheiten des Lehrstoffs gewaltig aufräumen in einer Sprache, die eben nur verstanden, nicht geübt werden soll. Unter diesem Gesichtspunkte darf man es bedauern, dass ungünstige Erfahrungen, welche mit dem scriptalosen Betrieb des Griechischen in den Oberklassen während des letzten Decenniums gemacht sein mochten, im Jahre 1901 zur Wiedereinführung der Übersetzungen in die Fremdsprache Anlass gegeben haben. Solche Erfahrungen wären vielleicht zu vermeiden gewesen, wenn die Schulpraxis an die allerdings überraschende Einschränkung der grammatischen Wiederholungen in Prima durch den Zusatz „aber nur gelegentlich“ vom Jahre 1892 sich nicht allzu ängstlich gehalten hätte. Die Wiederholungen mussten natürlich regelmässige und planvolle bleiben, aber sie mussten auch nach einer dem vereinheitlichten Lehrziele der Prima entsprechenden Methode erfolgen, die in den ihr dienenden Formen und Sätzen vom Griechischen, nicht vom Deutschen ausging und auch die syntaktischen Regeln möglichst in gleicher Richtung entwickelte.[1]) Für die Durchführbarkeit könnte ich mich auf persönliche Erfahrung berufen. Jetzt ist, man wende sich, wie man wolle (auch der Min.-Erl. v. 6. Jan. 1902 wird das schwerlich ändern können), das kaum vereinfachte Ziel des griechischen Unterrichts wieder nach zwei Seiten hin gelenkt durch die Wiedereinführung der Extemporalien in die obersten Klassen, die immerhin auch Unterrichtszeit und Schülerkraft beanspruchen, will man sie nicht durch mechanische Vorbereitung oder allerelementarste[2]) Gestaltung zu Scheinleistungen herabsetzen. Und vielleicht auch in taktischer Hinsicht ist diese Massregel nicht unbedenklich. Was hat denn dem Gymnasium, das in einem erregten

[1]) Von solcher Änderung der Methode ist in den Lehrmitteln nichts zu verspüren und, öffentlich wenigstens, auch sonst nicht eben viel zu hören gewesen. Neuerdings finde ich dieselben Folgerungen aus der Abschaffung der Übersetzungen ins Griechische gezogen und eingehender begründet von Prof. Dr. Becker zu Darmstadt im 2. Hft. der Lehrprob. und Lehrg. 1904, bes. S. 25–27, und stimme namentlich auch der Forderung zu, dass der heutige griechische Unterricht von der Methode des lateinischen sich emanzipieren müsse, dass es einer „Lektüregrammatik“ bedürfe, dass der grammatische Betrieb mehr den urteilenden Verstand als das reproduzierende Gedächtnis in Tätigkeit setzen müsse und dass statt der Anwendung mehr die Beobachtung zu pflegen sei. Vgl. S. 29, 36 und 37. Ich verweise ferner auf Matthias' Gutachten in den Verhdl. über Fragen des höh. Unterr. v. J. 1900 S. 271. „Auch war es kein glücklicher Griff, dass man den Aufbau des Griechischen in der Schule und die Behandlung der griechischen Syntax, der älteren, ursprünglicheren, plastischeren und freieren Sprache in zu nahen Anschluss ans Lateinische und oft in geradezu sklavische Abhängigkeit von dem jüngeren und starreren Idiom gesetzt hat“, und S. 272 „Man hätte die griechische Syntax nicht nur als etwas Gedächtnismässiges, sondern mehr als ein organisches Wesen mit natürlichen Zusammenhängen im Unterricht behandeln sollen“. Auch Dettweilers Kritik des traditionellen Lehrverfahrens in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre IV S. 38 ff., S. 69 ff. enthält viel Zutreffendes. Seine positiven Forderungen, die auf eine im weiten Sinne empirische Aneignung der griechischen Syntax hinauslaufen, lassen es allerdings unbeschadet ihres Wertes im einzelnen doch leicht übersehen, dass diese in ihrem Tempus- und Modussystem sehr eigenartige Grundanschauungen enthält, deren Verständnis, durch wohlerwogene typische Übersetzungen vorbereitet, demnächst einer systematischen Durchleuchtung bedarf, wenn eben der hohe Bildungswert der Sprache selbst zu seinem Rechte kommen soll. Vollkommen anschliessen aber kann ich mich den Ausführungen Cauers, Grammat. milit.[2] S. 43 f., der gleichfalls der Erneuerung des griechischen Scriptums mit sichtlich gemischten Empfindungen gegenüber steht. Auch er betont: „Überhaupt sind in Bezug auf den methodischen Gegensatz die beiden Sprachen sehr verschieden gestellt. Dieselben Erscheinungen, die im Lateinischen eine elementare Behandlung fordern, treffen im Griechischen den Schüler auf einer höheren Stufe des Könnens und des Interesses; . . . . dann aber ergab sich [aus dem Fortfall der Übersetzungen ins Griechische] ungezwungen die Möglichkeit, ja die innere Nötigung, in den oberen Klassen die Syntax der einen alten Sprache so zu behandeln, dass mit den Erscheinungen als etwas Gegebenem begonnen und durch Vergleichen ihr Verständnis gesucht wurde“.

[2]) Vgl. Monatschrift für höh. Schulen, 1902 Hft. 6 S. 334 ff.

Zeitalter der Naturwissenschaft, der Technik und des Verkehrs nicht mehr getragen und in seinen Forderungen geschützt ist durch ein vorwiegendes Interesse der Gebildeten für die stille Grösse der Antike, — was hat ihm schliesslich unverhüllte Missgunst eingetragen? Doch wohl besonders der grammatische Betrieb der alten Sprachen und namentlich die Extemporalenot, die auch nach der Einschränkung dieses Betriebes nicht aufgehört hat. Wir können diese Not, glaube ich, im Latein nicht ganz beseitigen, ohne diesem Gegenstand eine prinzipiell andere Stellung anzuweisen, als er z. Z. noch einnimmt, und wir wollen auch nicht so weichlich sein, der Jugend jegliche Willen und Verstand stählende Not zu ersparen und die Mittel einer gesunden Auslese der geistig Leistungsfähigen mehr und mehr unwirksam zu machen; gewahrt man doch selbst an der Humanität der Hygiene eine antisoziale Schattenseite! Aber dem griechischen Unterricht, der unzweideutig nur das Verstehen der Sprache, nicht deren Anwendung sich zum Ziel setzt, und seinen höheren Interessen könnte es nur frommen, wenn man ihn frei zu halten vermöchte von Unlust erweckenden Übungen, die noch den Primaner nötigen zu reichlichem Bilden griechischer Formen vom Deutschen aus und zur Aneignung und Anwendung syntaktischer Regeln, die aufs Übersetzen ins Griechische zugeschnitten sind. Oder ist es anders zu verstehen, dass man, um nur ein hier nächstliegendes Beispiel anzuführen, bei der Grundlegung der Moduslehre für die „attische Syntax“ den futurischen Gebrauch des Konjunktivs im Hauptsatze, obschon doch auf der betr. Klassenstufe Homer bereits gelesen wird, schlechthin ignoriert und damit das System, welches man gleichwohl darzubieten beansprucht, durchaus verstümmelt und dem Verständnis der attischen Satzformen im Konjunktiv mit *ἄν* die Grundlage entzieht? Ich weiss wohl, es gibt Ausnahmen: Aken z. B., Koch, Curtius-v. Hartel, H. D. Müller, Arn. Hermann, Gust. Wendt machen das nicht mit; aber von deren Grammatiken ist, in Preussen wenigstens, nur die Kochsche eingeführt an 30 von r. 350 Anstalten, die Curtius-v. H.'sche an 17 und die Wendtsche an deren 4. „Syntax ist ein gutes und klares Wort (sagt John Ries, Was ist Syntax? S. 142), das der zu bezeichnenden Sache durchaus entspricht. Doch darf es nicht vom Standpunkte des Schülers gefasst werden, der von aussen herantritt und darin eine Sammlung von Regeln sieht, deren er zum eigenen richtigen Zusammenfügen der Elemente der Rede beim praktischen Gebrauch einer zu lernenden Sprache bedarf.“ Damit hat R. so ganz nebenbei zutreffend den Standpunkt einer Grammatik gekennzeichnet, die nur eine bequeme Anleitung zum richtigen Gebrauch der Fremdsprache sein will. Es wäre besser, wenn wir einer solchen für das Griechische wenigstens nicht bedürften. Freilich, es gibt noch andere Quellen jenes Mechanismus im grammatischen Unterricht, welcher einen berühmten Physiker, der vor zwei Jahrzehnten auch in die Schulreformfrage mehrfach eingriff, von dem grammatischen Heu hat sprechen lassen, das auf den Gymnasien verfüttert werde. Er mag davon gewusst haben, dass die meisten Grammatiken ihr Konjugationsparadigma ohne Verdeutschung der griechischen Formen darbieten und dieses heikle Geschäft dem vielleicht noch recht unerfahrenen Lehrer ausschliesslich überlassen, ohne jede Handweisung. Und da werden dann wohl die Formen vorwärts und rückwärts herunterkonjugiert, und es wird die „3. Pers. Plur. Konj. Aor. Akt.“ geheischt — „und des Passivs“ — „und des Mediums“ — und „des Singulars“ — und „der 2. Person“ u. s. f., und Averbos werden hergesagt, dass es eine Freude ist. Der Junge steht im Kreuzfeuer, das ich übrigens voll zu würdigen weiss, seinen Mann, er kann sein Pensum, er ist versetzungsreif; aber er weiss von vielen, recht vielen Formen nicht, was sie bedeuten, und kann es nicht einmal immer wissen, denn es sind auch viele syntaktisch ganz unmögliche darunter. Wohin

verirrt sich da die gerühmte formale Bildungskraft des Sprachunterrichts? wo bleibt die Zucht des Denkens bei Formen ohne Bedeutungsgehalt? Der wird wohl ein oder zwei Jahre später nachgebracht? Wer weiss! Die Handweisung tut hier doch wirklich oft recht not, und wenn sie die richtige ist, so wird alles Wichtigste der Modus- und Tempuslehre mit den Formen zugleich empirisch angeeignet, und selbst die bösen Bedingungssätze können dem Obertertianer rein durch dieses Mittel der genauen Übersetzungsäquivalente, ohne jede theoretische Erörterung, ihrem Bedeutungsgehalte nach bewusst und geläufig werden, wenn man nur zu der didaktischen ‚Engherzigkeit' der strengen typischen Übersetzung sich für ein Jährlein herablassen kann. Aber wohlgemerkt, der richtigen. Ich habe zwei sehr schätzenswerte Schulgrammatiken vor mir, welche das Konjugationsparadigma mit Verdeutschungen ausstatten; aber wenn sie nun den Schüler anleiten z. B. *παιδεύοιμι* durch ‚ich möchte erziehen', *λυθῶ* durch ‚ich sei gelöst' zu übersetzen, so ist das geradezu falsch, und niemand weiss das wohl besser als die Herren Verfasser selbst. Die französische Schulgrammatik bringt ihren Subjonctif durchaus sachgemäss in Verbindung mit der Konjunktion — ‚*que je sois*' usw.; warum lassen wir die griechische *ὑποτακτική* nicht zunächst mit *ἐάν*[1]) abwandeln, den Optativ mit *εἴθε*, um den Formen einen syntaktisch richtig geformten Denkinhalt zu geben? und zwischendurch oder nachderhand würde man dann auch fragen nach ‚lasst uns erziehen', ‚er mag wohl erziehen', und weiter ‚dass er erziehe, erziehen würde' u. dgl. Und gleichermassen würde man *ἐπαίδευε* durch ‚er war dabei zu e.', *ἐπαίδευσε* durch ‚er hat damals e.', *πεπαίδευκα* durch ‚jetzt habe ich e.' einsinnig und syntaktisch instruktiv erfragen können, durch ‚er erzog' aber die Imperfekt- und Aoristform, u. dgl. m. Ich bezweifle durchaus nicht, dass geschickte Lehrer die Sache so etwa anfassen; ich weiss nur nicht, weshalb die Grammatiken die weniger erfahrenen und die Schüler selbst im Stich lassen; sie sind doch auch dazu berufen, die zunächst erforderliche, bis zur Pedanterie erforderliche Einheitlichkeit des Verfahrens zu sichern. Dies beiläufig.

In der Einheitlichkeit und Beschränkung seines Lehrziels also, in der Vereinfachung und Vertiefung der ihm dienenden grammatischen Unterweisung suche ich die Zukunft des noch immer bedrohten griechischen Unterrichts. Seinen veränderten Bedingungen müssen auch unsere Schulgrammatiken, unter denen gerade die verbreitetsten recht unberührt geblieben sind von dem Hauche des Neuen, das werden will, sich entschlossen anpassen, indem sie sich beschränken auf die grundlegenden Erscheinungen und die ernsthafte Klarstellung der in ihnen zutage tretenden sprachlichen Anschauungen und Gesetze, die Ableitung und Einordnung von Einzelheiten aber und die Erklärung anscheinender Ausnahmen den konkreten Vorkommnissen bei der Lektüre überlassen.

Die Frage ist nur: lässt sich das durchführen? Die Antwort kann aber auch nur lauten: man muss es eben ernstlich versuchen. Mit jener äusserlichen Sichtung des Lehrstoffes, die in der Grammatik so und soviele Anmerkungen streicht oder gar mit der Umwertung der Accente und Hauchzeichen etwas geleistet zu haben glaubt, kommt man freilich nicht zum Ziele. Es bedarf stellenweise einer ins Innere des Betriebs dringenden Änderung. Die ist verhältnismässig leicht durchführbar in der Kasuslehre angesichts der ausreichenden wissenschaftlichen und didaktischen[2])

[1]) Ich kann es augenblicklich nicht feststellen, glaube mich aber zu erinnern, dass die alte Märkische griech. Grammatik, Berlin 1730, beiläufig die erste, welche die Tempus- und Moduslehre in die Syntax aufnahm, wirklich so verfahren ist.

[2]) Zu diesen rechne ich auch H. D. Müllers Syntax der attischen Prosa. 1887.

Vorarbeiten, trotz aller Probleme und freien Möglichkeiten in der Abgrenzung und Anwendung der Grundbedeutungen, welche die Forschung noch offen lässt. Welche Fülle äusserlicher Regeln kann dem Schüler erspart werden, wenn der Unterricht nur darauf auszugehen braucht, von diesen wenigen Grundbedeutungen aus den jeweiligen Sinn des Kasus in seinen Verbindungen (z. B. auch mit den Präpositionen, die ihn nicht eigentlich regieren, sondern nach dem richtigen Ausdruck der scholastischen Grammatik *inserviunt casui*) lediglich erkennbar zu machen! Fast die ganze Accusativlehre lässt sich mühelos beherrschen von der Unterscheidung des affizierten und des effizierten (daher *αἰτιατική*!) Objektes aus, denen als äusseren Objekten wie ein vermittelndes Glied das den Inhalt der Verbalhandlung bildende Objekt (streng logisch, wie man hier wirklich einmal sagen kann) zur Seite tritt, um seinerseits in den adverbialen Accusativ auszumünden,[1]) — wofern man eben vom Schüler nicht zu verlangen braucht, dass er in einem Scriptum *ὠφελεῖν* mit dem Accusativ, aber *λυσιτελεῖν* mit dem Dativ verbindet, und solche an sich nützliche Übung des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit anderen Sprachen überlassen kann.

Auch das Tempussystem steht im ganzen klar und historisch so durchsichtig vor uns, dass es der Schulgrammatik keine Schwierigkeiten bereiten sollte. Bei der Moduslehre aber liegt die Frage ihrer praktischen Gestaltung für den Unterricht insofern schwieriger, als hier trotz der stupenden Arbeit, welche ihr von zahllosen Forschern gewidmet worden ist, selbst die sog. Grundbedeutungen der einzelnen Modi, so viele Jahrzehnte hindurch, um nicht mehr zu sagen, ein wahrer Tummelplatz des philologischen Scharfsinnes und Streitsinnes, noch immer nicht befriedigend festgestellt sind, dazu auch deren Anwendung z. T. in komplizierteren Satzformen sich bewegt, deren Herkunft noch unsicher ist, was denn namentlich für die Bedingungssätze zutrifft.[2]) Immerhin ist die Sprachwissenschaft, welche während des letzten Jahrhunderts unter der Führung genialer Forscher in das Wesen der Sprache und der Sprachen sich tief eingegraben hat, auch auf diesem Gebiete ein gutes Stück vorwärts gekommen. Gesunde Grundanschauungen haben sich durchgesetzt, und folgenschwere Irrtümer sind abgetan, darunter der Anspruch, aus einem einzigen Grundgedanken heraus, sei es ein logischer oder psychologischer oder anderswoher entlehnter, die ganze Mannigfaltigkeit der Anwendungen einer syntaktischen Form entwickeln zu wollen,[3]) gerade als sei die Sprache das Werk einer systematisch gliedernden und bewusst konstruierenden Intelligenz, und nicht vielmehr das Ergebnis eines erst allmählich sich regulierenden Zusammenschlusses vielgestaltiger Mittel zur Befriedigung eines fortschreitend sich entwickelnden Äusserungsbedürfnisses, dessen Tatsächlichkeiten eben die Forschung ohne Voreingenommenheit nachzugehen und nachzuspüren hat. Die Einheitlichkeit, welche auf dem Gebiete der Flexion das saubere Paradigma dem Schüler vorspiegelt, etwa im griechischen Konjunktiv oder Imperativ, im lateinischen Perfekt oder Futur, ist

---

[1]) Das affic. Objekt ist ausserhalb und vor der Verbalhandlung schon vorhanden, das effic. tritt aus ihr nach aussen hervor, das innere bildet die sie gleichsam erfüllende Substanz, ihren Inhalt: er schlägt den Hund, sie Schaum, die Uhr drei (Schläge); ich gehe die Hauptstrasse, *βαίνω* (cf. *ἀίσσω*) *πόδα*, er tritt das Rad, das Kind, einen Fusssteig, du gehst einen schweren Gang, 3 Meilen, 2 Stunden, er ist Pleite gegangen (cf. läuft Gefahr), er geht sich wund. Die Grenze ist natürlich bisweilen verwischt; man darf aber das innere Objekt ebenso wenig zugunsten des effizierten streichen wie umgekehrt. Anders Cauer a. g. O. S. 14.

[2]) Es ist doch bezeichnend, dass Paul in seinen Principien der Sprachgeschichte [2] 1886 bei Besprechung der Entstehung der grammatischen Kategorieen (Geschlecht, Numerus, Tempus, Genus des Verbums) an die Modi nicht herangeht.

[3]) Vgl. schon Curtius, Zur Chronologie der indogerm. Sprachforschung [2] (1873) S. 12 f. und den Satz S. 10 „Jede Betrachtung, die alles neben einander Bestehende aus einem einzigen apriorischen Grundgedanken erklären will, ist verwerflich."

ja nur ein schöner Schein, und auf syntaktischem Gebiete ist es nicht viel anders[1]): kaum ein Kasus verleugnet seine Mischnatur; im lateinischen Konjunktivbegriff liegt die Kontamination so offen wie möglich zutage, und auch die Einheitlichkeit anderer Modi ist mehr als problematisch geworden, ja nicht einmal der Begriff des Modus selbst will sich ungezwungen durchaus einheitlich fassen lassen, — eine Warnung für diejenigen, welche, indem sie ihre Kapitel mit Definitionen beginnen, etwas Besonderes ausgerichtet zu haben glauben.

Verhältnis der Schulgrammatik zur historischen Sprachwissenschaft.

Jene wissenschaftlichen Erfolge bedeuten also z. T. nicht gerade eine Erleichterung für die Vereinfachung des syntaktischen Unterrichts. Je tiefer die Wissenschaft gräbt, um so verschlungenere und dunklere Gänge deckt sie auf, und indem sie die alten Probleme löst, schafft sie neue. Die Schule kann ihr in diese Tiefen nicht nachsteigen, selbstverständlich. Sie will zwar, geführt von der Wissenschaft, auch ihrerseits sich in ihren Lehren unausgesetzt berichtigen und vertiefen; aber es sind ihr hierbei sichtlich methodische Schranken gesetzt, zumal in einer Hülfswissenschaft, wie die Grammatik, für die Schule, es ist. Sie soll den Schüler vor allem doch Verständliches und Lernbares lehren und wird deshalb, wie auf anderen Gebieten so auch hier, bisweilen dogmatischer verfahren müssen als die Wissenschaft selber und in ihren Lehrsätzen öfters eine positive Entscheidung treffen zwischen Möglichkeiten, welche jene offen lässt, — sie wird nicht in gleichem Masse alles Hypothetische als solches betonen und nicht eine Skepsis heranzüchten, die der Jugend nicht taugt, sondern lieber das lehrhafte und erziehliche Prinzip der Ordnung und Gesetzmässigkeit hervorkehren, — nach Möglichkeit. Denn eine besondere Schulwissenschaft darf sie sich allerdings nicht zurecht machen, — je weiter sie ihre Schüler emporführt, um so weniger; jeder Willkür und unwissenschaftlichen Konstruktion hat sie sich zu entschlagen und Hypothetisches nur so weit zuzulassen, wie es als solches auch vor der Wissenschaft bestehen kann, — wobei sie ja noch immer ein ziemlich weites Feld der Wahl hat, soll man sagen glücklicher- oder unglücklicherweise? So ist denn die Lehrkunst von jeher auf Kompromisse mit der Wissenschaft angewiesen gewesen, und die Schwierigkeiten, vor welche sie dadurch sich gestellt sieht, sind eben gesteigert worden durch die jüngsten Erfolge der historischen Grammatik, diese neue Aufklärungsperiode, die so vieles zweifelhaft gemacht oder beseitigt hat, was wir leicht lehren konnten und gern lehren mochten, und zugleich durch die Entfernung dogmatischer Schranken eine Bewegungsfreiheit geschaffen hat, welche die jüngere Generation diesseits und jenseits des Wassers recht ausgiebig nutzen zu wollen scheint.[2]) Um so unentwegter muss die taktvolle Überwindung dieser Schwierigkeiten angestrebt werden. Immerhin bleibt uns ja das Recht, was in den Lehren der wissenschaftlichen Grammatik nur als Deutung festgestellter Tatsachen sich gibt oder noch hypothetisch ist, für unsere didaktischen Zwecke auf die Einfachheit des Grundgedankens und die Klarheit der Formulierung hin zu prüfen. Dessen ist aber in der Moduslehre noch vieles. Wenn z. B. Brugmann, Gr. Gramm. [3] 1900 deren Grundlegung § 552 mit den Sätzen beginnt: „Wie die Formgruppen, welche in der traditionellen

---

[1]) Brugmann, Griech. Gramm. [3] § 552 spricht von „Formgruppen, welche in der traditionellen Grammatik als Konjunktiv, Optativ, Imperativ bezeichnet werden und, wie sie in morphologischer Beziehung keine Einheiten darstellen, so auch nicht in syntaktischer Hinsicht."

[2]) Dabei geht es gelegentlich wie auch anderwärts: an die Stelle alter Dogmenformeln werden neue gesetzt, schnell geprägte und gelegentlich recht fragwürdige, oder alte werden neu auffrisiert, manchmal auch ganz arglos als neue installiert. Es liegt in dem Zustand der Sprache, dass derartiges besonders der lateinischen Syntax widerfährt; zur Zeit ist man z. B. dabei, die ursprüngliche Bedeutung des latein. Konjunktivs im Nebensatz zu ergründen!

Grammatik als Konjunktiv, Optativ, Imperativ bezeichnet werden, in morphologischer Beziehung keine Einheiten darstellen, so auch nicht in syntaktischer Hinsicht. So dienten z. B. die sog. Optativformen als Ausdruck des Wünschens und des Könnens, zweier Begriffe, die innerlich wenig mit einander zu tun haben. Jeder Modus hatte schon in der Zeit der idg. Urgemeinschaft eine mehrfache Funktion, und wie diese einzelnen Gebrauchsweisen sich geschichtlich zu einander verhielten, ist unklar. Kann schon die vergleichende Sprachforschung, welche in die Zeit der idg. Ureinheit zurückzuschauen vermag, keine einheitliche Urbedeutung für den Konj. und keine für den Optativ erschliessen, so hat sich der Aufstellung von Grundbedeutungen für die Modi die einzelsprachliche Grammatik erst recht zu enthalten" — so mag diese Resignation vom Standpunkte der ausschliesslich historischen Grammatik z. Z. berechtigt und löblich sein; aber die descriptive und räsonnierende, besonders auch die Schulgrammatik wird sich ihr nicht so ohne weiteres gefangen geben, nicht etwa bloss, weil die letztere aus didaktischen Gründen auf sog. Grundbedeutungen, die als blosse zusammenfassende Formeln[1]) wissenschaftlich allerdings nicht in Betracht kommen können, kaum verzichten kann, sondern auch weil die wissenschaftliche Grammatik doch nicht völlig da aufhört, wo die historische aufhört. Übrigens bezweifle ich aber auch, dass durch die zwiefache Funktion oder Bedeutung des Optativs seine syntaktische Einheit schlechthin aufgehoben wird, nur weil diese historisch nicht zu erschliessen ist, und erkenne auch die andere Begründung obiger Auffassung nicht an, dass nämlich die beiden ältesten Bedeutungen des Optativs, das „Wünschen" und „Können", deren zweite ich nicht für richtig formuliert halte, innerlich wenig mit einander zu tun hätten; jedenfalls ist dies keine historische Feststellung, sondern nur eine Ansicht zur Sache, welche der Kritik unterliegt und sich einen Widerlegungsversuch gefallen lassen muss. Auch die historische Grammatik, die dadurch an ihren unschätzbaren Verdiensten nichts einbüsst, kann sich eben nicht freihalten von Kombinationen und will auch anscheinend gar nicht dem Bedürfnis ganz entsagen, auch auf diesem Wege nach Grundbedeutungen zu suchen, wenn die historischen Kriterien versagen. Es genügt, an Delbrücks wertvolle Bemühungen in dieser Richtung zu erinnern, und Brugmann selbst, wenn er auch beim Konjunktiv (§ 554) der soeben aufgestellten Maxime in der Hauptsache folgt „angesichts der in diesem Modus hervortretenden morphologischen Verschiedenheiten", lässt doch beim Optat. (§ 558), da „die beiden optativbildenden Elemente $i\bar{e}$ — $\bar{\imath}$ etymologisch zu identifizieren nichts hindert", die Annahme einer einheitlichen Grundbedeutung wenigstens zu. Wenn er dazu aber bemerkt, „dass semasiologisch leichter vom Potentialis zum wünschenden Optativ zu gelangen ist als umgekehrt", so ist das eben wieder nur eine Kombination oder Hypothese; Delbrück hat bekanntlich schon 1871 in ‚Der Gebrauch des Konj. und Opt. in Sansk. u. Griech.' Kap. IV, S. 25 ff. den umgekehrten Weg genommen und hält daran noch fest,[2]) immerhin mit mehr

[1]) Vgl. Kühner-Gerth, Ausf. Gramm. [3] II 2 § 390 Anm. 1.

[2]) S. Vergl. Syntax II S. 351 und namentlich S. 369, darnach noch Neue Jahrbüch. f. d. klass. Altertum etc. Bd. IX 1902 S. 328—330. — Mit Brugmanns Ansicht findet sich zusammen H. Lattmann, der in Neue Jahrbch. Bd. XI 1903 „Die Bedeutung der Modi im Griech. u. Latein." S. 410 ff. für beide Sprachen den Gebrauch des Konj., bezw. Optativs im Begehrungssatze von ihrem potentialen Gebrauch als dem ursprünglicheren herzuleiten versucht, — scharfsinnig zwar, aber für mich ohne psychologische Wahrscheinlichkeit. Wenn er dabei zu Konklusionen kommt wie S. 414 zu der: „Nun versteht man, dass das imperativische (adhortative) ἴωμεν eigentlich gleichbedeutend ist mit unserm ‚wir könnten wohl gehen', was ja auch ein potentialer Ausdruck ist, der auffordernd verstanden wird", und S. 416 den optativischen Wunschsatz als „eine Art Annahme" deutet, so weckt das recht verjährte Erinnerungen, und wenn S. 414 ff. als „Grundbedeutung" des Opt., aus der „sich alle seine besonderen Anwendungen begreifen", die „fiktive" hingestellt

innerer Wahrscheinlichkeit, wie mich dünkt, obschon ich auch ihm schliesslich, wenigstens bezüglich der Art der Durchführung des Gedankens, nicht beipflichten kann.[1]) Hier lässt uns also wieder einmal, wie in vielen andern Fällen, die historische Grammatik noch freie Hand. Übrigens, was hilft uns schliesslich die morphologische Einheit des Optativs, wenn sie schon in der idg. Grundsprache Träger zweier Bedeutungen war, die wir doch nur kombinatorisch vereinigen können, und alsbald Träger einer dritten (der obliquen und iterativen) geworden ist, deren Ableitung aus jenen auch nur durch Kombination erfolgen kann und sich gar noch schwieriger gestaltet? Die morphologische Einheit würde diese Kombination doch nur bewahrheiten können, was natürlich sehr bedeutsam ist; aber wären die Optativsuffixe $i\bar{e}$ und $\bar{\imath}$ etymologisch nicht zu identifizieren, so läge die Aufgabe der räsonnierenden Grammatik, die nach einem einheitlichen Optativbegriff sucht (mag diese Einheitlichkeit eine ursprüngliche oder eine gewordene sein), an sich nicht wesentlich schwieriger. Jedenfalls sehen wir hier also auch die historische Grammatik bald genug auf einem Punkt angelangt, wo die Hypothese beginnt und mit semasiologischen Kombinationen weiter zu arbeiten ist.

Zu solchen gibt uns das Recht auch Delbrück, indem er Vergleich. Syntax I S. 80 ff.[2]) über Bedeutung und Berechtigung der sog. Grundbegriffe sich sehr deutlich ausspricht. „Es gehört also (heisst es dort S. 81) nicht zur Natur der auf historischem Wege gefundenen Grundbegriffe, dass sie einheitlich seien. Ich . . . gebe aber zu, dass das Stehenbleiben bei mehrteiligen Grundbegriffen für uns etwas Beunruhigendes hat,[3]) nicht etwa bloss, weil unser philosophisches Bedürfnis unbefriedigt bleibt, sondern namentlich, weil wir die Befürchtung nicht los werden, dass wir möglicherweise die Typen falsch aufgefasst haben und daher an der mangelnden Einheitlichkeit selbst schuld sind. Unter diesen Umständen ist es nicht zu vermeiden, dass man versucht, noch hinter die historischen Grundbegriffe zurückzugehen.“ Da von den beiden hierfür möglichen Wegen der etymologische leider nicht oder kaum gangbar sei, so bleibe nur der kombinatorische, wobei man freilich dem Einfluss der jeweiligen philosophischen Stimmung und überhaupt den Gefahren des Subjektivismus preisgegeben sei; man müsse sich dahin bescheiden, dass zwar bisweilen ein hoher, öfter aber auch nur ein geringer Grad der Wahrscheinlichkeit zu erreichen sei. Als Beispiel mangelnder Einheitlichkeit der auf historischem Wege gefundenen Grundbegriffe führt auch er den Optativ an, innerhalb dessen man einen wünschenden und einen potentialen Typus unterscheide. Die Richtung ihrer Vereinheitlichung wird dann Bd. II S. 369 so bestimmt, dass von den durch D. selbst unterschiedenen drei Typen des wünschenden, präscriptiven und potentialen Optativs, „der zweite sicher, der dritte doch wohl gleichfalls aus dem ersten entstanden“ sei.

---

wird, so versetzt uns das in die vor r. 100 Jahren von Dissen inaugurierte „Vorstellungstheorie“ zurück, deren zahlreiche Modifikationen ich in meinen ‚Beiträgen‘ I S. 42—58 verfolgt habe: L.'s ‚modus fictivus‘ entspricht, in modernisierter Gewandung, dem ‚Modus der reinen Vorstellung‘, den zuerst Thiersch eingeführt hat, — zu einem Dauerdienst, der allerdings schon an sich dafür spricht, dass auch hinter dieser Auffassung etwas Richtiges steckt. Lösen freilich wird die Frage nach dem Wesen des Optativs nur, wer zugleich das (auch von Delbrück, Vergleich. Syntax II S. 350 noch als solches anerkannte) Rätsel löst, weshalb er die sekundären Endungen hat; ich werde einen Versuch dazu machen. — Übrigens hoffe ich unten auch zu erweisen, dass es ein ebenso überflüssiges wie vergebliches Bemühen ist, aus dem Wunschsinn des Optativs den potentialen herzuleiten wie umgekehrt.

[1]) Die Gründe habe ich schon angedeutet in meinen Beiträgen zur Entwickelung und Würdigung der Ideen über die Grundbedeutungen der griech. Modi (Wismar bei Hinstorff) II S. 20 ff.

[2]) Vgl. auch Neue Jahrbch. Bd. IX 1902 „Die Grundbegriffe der Kasus und Modi“ S. 325 f.

[3]) Vgl. auch Bd. II S. 351.

Also die historische Grammatik, mag sie im übrigen mit Recht von „Formgruppen“, von „sogenannten“ Tempora und Modi sprechen, geht doch auch ihrerseits noch an die alte Aufgabe heran, die äusserlich als verschiedenartig sich darstellenden Grundbedeutungen einzelner Modi irgendwie auf eine innere Einheit zurückzuführen. Um so mehr dürfen wir Schulgrammatiker, wie wir trotz der synkretistischen Tatsachen dem Schüler das reinliche Konjugationsparadigma darbieten, so ihm Konjunktiv oder Optativ auch als syntaktische Einheiten vorzuführen bestrebt sein und müssen dann natürlich auch nach einheitlichen Begriffen derselben suchen, für unsere Einzelsprache eben (während die hist. Grammatik darnach sucht in der Grundsprache; vgl. Delbrück, Vergl. Synt. I S. 82) und nach gewordenen eben, wenn wir keine ursprünglichen haben können. Hierauf verzichten hiesse ja auch das Kausalitätsbedürfnis ausschalten, den intellektuellen Trieb den inneren Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen und ihre äussere Mannigfaltigkeit auf möglichst wenige Ursachen zurückzuführen. Die Geschichte der griechischen Modustheorien ist die Geschichte der hierauf gerichteten Bestrebungen. Sind diese zu befriedigendem Ergebnis bisher nicht gelangt — und wir kennen jawohl zumeist die dabei gemachten methodischen Fehler —, so muss man eben weiter suchen, jene Fehler vermeiden, vielleicht auch neue Wege beschreiten. Dabei auf einen chaotischen Urzustand modaler Bildungen zurückzugreifen, wie es u. a. Abel Bergaigne,[1]) Whitney[2]) Morris[3]) getan haben, hat keinen praktischen Zweck. Mag ein solcher Zustand zugrunde liegen, warum nicht? es spricht ja vieles dafür, — so hat doch schliesslich eine Ordnung sich herausgebildet, und auch auf dem Gebiete der Modi, im Griechischen wenigstens, etwas, das nach einheitlicher Idee und einem vernünftigen System aussieht, sich daraus entwickelt, und **das** eben möchten wir fassen und in bestimmten Formeln festhalten, wenn es wirklich etwas Greifbares ist. Wir stellen uns also bei unserem Suchen (wie ja überhaupt das Wesen einer Gattung erst an einem entwickelten Typus voll zu erkennen ist und das Wesen des Menschen z. B. noch nicht am Embryo oder dem Neugeborenen) in der Hauptsache nicht auf den Standpunkt der Sprache in ihren Anfängen, sondern der Sprache, wie sie auf einer gewissen Höhe ihrer Entwicklung uns fertig vorliegt, fertig auch in den unter Anpassung an das fortschreitende geistige Bedürfnis allmählich etwa herausgearbeiteten syntaktischen Grundvorstellungen.

Grundbegriffe oder Charakteristik?

Indem die grammatische Wissenschaft diese ins Bewusstsein zu erheben und möglichst bestimmt zu formulieren sucht, spricht sie eben von Grundbegriffen. Dieses Wort wird nun allerdings in zwiefachem Sinne verwendet: den einen ist der Grundbegriff der allgemeinste und umfassendste Begriff, welcher möglichst alle Gebrauchsweisen einer grammatischen Form umspannen soll (wie wenn man den Konj. als Modus der objektiven, den Optativ als Modus der subjektiven Möglichkeit definiert, oder jenen als Modus der Erwartung, diesen als den der Vorstellung), den andern die konkrete und ursprünglichste Bedeutung, welche einer weiteren Entwicklung des Gebrauchs der Form zugrunde liegen und nur deren Ausgangspunkt bilden soll (wie wenn man Willen und Wunsch als Grundbedeutungen der beiden Modi hinstellt). In diesem Falle hat man eine lebendige Potenz, im ersteren oft nur eine tote Abstraktion vor sich. Es scheint geraten, diese beiden

---

[1]) De conj. et. optat. in indoeuropaeis linguis informatione et vi antiquissima. Paris 1877 p. 46 ff. Vgl. darüber meine Beiträge II S. 25.

[2]) Vgl. schon La vie du langage (1877) p. 247 ff. und deutlicher bei Delbrück, Vergleich. Syntax II S. 350.

[3]) On Principles and Methods in Latin Syntax. 1901 z. B. S. 56.

Auffassungen auch terminologisch strenger auseinander zu halten, zumal da sie einander nicht ausschliessen, sondern sich ergänzen. Ich spreche also lieber 1. von der ursprünglichsten Anwendung oder Bedeutung eines Modus, und 2. von seinem allgemeinsten oder Gesamtbegriff. Es kann z. B. den Sachverhalt doch verdunkeln, wenn man den Wunsch als Grundbegriff des Optativs bezeichnet; nicht einmal als dessen Grundbedeutung würde ich ihn so ohne weiteres ansehen, wenn ich in ihm auch die aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglichste Anwendung des Modus anerkenne; denn es ist keineswegs selbstverständlich, dass um deswillen die psychische Diathese des Wunsches (die an sich vielleicht nur oder doch mehr durch die deklamatorischen Mittel zum Ausdruck kommen könnte) auch wirklich die eigentliche Substanz der Modusbedeutung bilde.[1] — Ob weiterhin eine einzige Ursprungsbedeutung zu statuieren und ob ein einheitlicher Gesamtbegriff zu gewinnen sei, das bleibt im einzelnen Falle natürlich zunächst eine offene Frage, ebenso wie die, in welchem Verhältnis etwa diese beiden zu einander stehen; an sich ist es denkbar, dass schon in der relativ ursprünglichsten Verwendung eines Modus ein bestimmtes Moment, natürlich ein psychologisches, zur Geltung kommt, welches auch in allen späteren Verwendungen sich wiederfindet, und dass somit wirklich ein durchaus einheitlicher Grundbegriff vorläge, — dergestalt dass genau genommen nicht eine Entwicklung der Bedeutung, sondern nur eine Entfaltung der Anwendung stattgefunden hätte; denkbar ist aber auch ein anderer Verlauf. Diesen Möglichkeiten darf man eben auch terminologisch nicht vorgreifen; die Untersuchung hat von jeder vorgefassten Meinung sich frei zu halten und zunächst nur den Tatbestand sämtlicher Gebrauchsweisen festzustellen und zu ordnen. Dann erst mag sie nach sog. Grundbegriffen sich umsehen, wobei man freilich nicht zum Ziele kommen kann durch aprioristische Betrachtungsweise; das ist heute wohl allgemein zugestanden, muss aber in diesem Zusammenhange wiederholt werden. Wir dürfen also nicht darauf ausgehen, in den Modi irgendein wohlgegliedertes System logischer Denkformen wiederzufinden, etwa die noch immer missbrauchten Kategorien der Modalität, noch ausgehen von metaphysischen oder psychologischen Grundbegriffen, wie dem Gegensatze von Sein und Denken, von Wirklichkeit und Vorstellung, überhaupt nicht von allgemeinen Begriffen (deren die Geschichte der Modustheorien noch viele andere aufweist), sondern nur von einer genauen psychologischen Analyse der Gebrauchstypen, an der noch immer zu arbeiten ist, und deren genetischer Ordnung. Wenn anders wie die Wortformen, so auch deren Bedeutungen geworden sind und die Spuren dieses Werdens auch in den syntaktischen Formationen sich verfolgen lassen, so sind eben auch die Modusbedeutungen nur im Prozess ihrer Entwicklung, also genetisch recht zu erfassen. Zu dem Ende ist natürlich von der nach historischer Feststellung oder doch präsumtiv ältesten Verwendung auszugehen und deren Weiterentwicklung gleichfalls an konkreten Gebrauchstypen zu verfolgen; diese Betrachtung kann sich aber nicht auf die chronologisch etwa nachweisbare Abfolge der einzelnen Typen, deren Fäden bald genug abreissen, beschränken, sondern muss auch psychologischen Erwägungen Gesichtspunkte und Richtlinien entnehmen, die ihre Berechtigung haben in der menschlichen Fähigkeit, vom Standpunkte des eigenen

[1]) Wer das statuiert, übernimmt damit eigentlich die Verpflichtung, der sich denn auch Delbrück nicht entzogen hat, den optativischen Erkenntnissatz aus dem opt. Begehrungssatz herzuleiten. Ich halte es aber nicht für eine Aufgabe der Grammatik, zu zeigen, dass oder wie etwa aus Begehrungssätzen sich Erkenntnissätze entwickelt haben, und sich so mit einem ihr fernliegenden Problem zu belasten, — wenn überhaupt von einem solchen Problem die Rede sein kann; die Grammatik jedenfalls darf diese beiden Diathesen als ursprüngliche, unableitbare hinnehmen. (Vgl. meine Beiträge II S. 20—26 und das ähnliche Votum Lattmanns Neue Jahrbch. XI 1903 S. 411.)

Sprachgefühls und Sprachbewusstseins aus hineinzuschauen in verwandte sprachliche Verhältnisse und Zustände. So werden wir, ohne in die engen Schranken eines skeptischen Historismus uns einzubannen, doch wohl der Gefahr entgehen, mit schattenhaften Abstraktionen zu operieren und die Fülle der Erscheinungen in künstliche Begriffseinheiten zusammenzufassen, statt in ihnen die Wirkung lebendiger Seelenkräfte, Anschauungen und Ideen aufzufinden.

Der Begriff genetischer Entwicklung setzt übrigens keineswegs voraus, dass aus dem, was man gemäss seiner ursprünglichsten Verwendung als relative Grundbedeutung eines Modus ansehen mag, alle weiteren Anwendungen und Bedeutungen sich direkt ableiten lassen müssten. Wenn z. B., was ja psychologisch höchst wahrscheinlich ist, die ursprünglichste Verwendung des Optativs die im Wunsche ist, so wird sein Gebrauch in der Konzession und in der Fiktion als leicht verständliche Modifikation der Wunschdiathese sich ohne weiteres aus dieser ergeben, und die Bedeutungen des sehr einseitig Potentialis genannten Optativs mit ἄν, deren ich drei kenne, werden sich teils direkt aus dem Wunschoptativ, teils indirekt aus dessen Modifikationen herleiten lassen; aber der oblique und iterative Gebrauch ist aus keiner dieser Verwendungen herzuleiten. Hieraus auf den Mangel eines einheitlichen ‚Grundbegriffs' zu schliessen, wäre gleichwohl voreilig; es bleibt vielmehr zu erwägen, ob hinter jener ursprünglichsten Verwendung im Wunsch (der ja eine Begehrung ganz bestimmter Art ist und somit keinen einfachen Begriff darstellt) nicht doch noch ein anderes, vielleicht das wesentlichste Merkmal der Optativsubstanz sich verbirgt, welches uns Nachgeborenen jetzt weniger sinnfällig und geläufig sein mag, als es unsern Urvätern war. Sollte sich nun aber bei der Betrachtung und Analyse aller Gebrauchsweisen schliesslich ergeben, dass so ein gemeinsames Merkmal, Eine Grundstimmung in ihnen allen zutage tritt, so würde ich diese allerdings als die eigentliche Substanz, als den ‚Grundbegriff' des Modus ansprechen, oder doch mindestens als das letzte Schlüsselwort zu seinem Verständnis. Aber, wie gesagt, auszugehen in erster Linie hat man nicht auf irgendeinen einheitlichen Grundbegriff; die nächste Aufgabe des Syntaktikers bleibt vielmehr die, aus den ursprünglicheren Verwendungen die anscheinend sekundären genetisch verständlich zu machen, wobei die inneren Verhältnisse der Gedanken- und Satzformen, in denen manche Spur der Entwicklung modaler Funktionen ans Licht kommen mag, ihm eine sehr wertvolle Beihilfe gewähren werden. Der einheitliche Grundbegriff, der leicht ein hypothetischer bleiben wird, kann nur ein, wie oben betont, allerdings sehr wertvolles Ergebnis dieser analytischen Arbeit sein, nicht ihr nächstes Ziel, das ich vielmehr in der zutreffenden und bündigen Charakteristik jedes Modus sehen möchte. Auf eine solche weist auch folgende Erwägung hin. Die Geschichte der Modustheorieen zeigt deutlich genug, dass es bisher nicht recht gelingen wollte, das Wesen eines jeden Modus in einem einzigen Merkmal zu fassen und befriedigend festzulegen. In jedem Modusgebrauch kreuzen sich unterschiedliche fundamentale Beziehungen der Rede, wie sie namentlich die Gegensätze des Begehrens und Erkennens, der Gewissheit und Ungewissheit (demnächst auch der Bestimmtheit und Unbestimmtheit), der Wirklichkeits- und der Vorstellungssphäre (Realität und Idealität) in mannigfachem, durch die verschiedenen Satzformen noch modifiziertem Wechsel erzeugen; es scheint also auch unter diesem Gesichtspunkte nicht geraten, nur einen einzelnen dieser Gegensätze, wie zumeist geschehen ist, für die Bestimmung der Modi heranzuziehen, statt ihre Gesamtheit zu berücksichtigen. Den Unterrichtszwecken vollends dürfte eine die wesentlichen Merkmale kombinierende Charakteristik besser dienen als jene abstrakten Formeln oft mehr einseitiger als einheitlicher

Grundbegriffe, da sie, stets auf die Hauptsatzarten zurückführend (s. u.), anschaulicher ist und mehr geeignet, ein unmittelbares Sprachgefühl für die modalen Differenzen zu wecken. Mit den Modi *in abstracto* mag sich, wenn sie noch Lust dazu hat, die philosophische Grammatik beschäftigen; der Unterricht hat es mit ihren Anwendungen in konkreten Sätzen und Satzarten zu tun. Es ist etwas Richtiges an dem, was Morris sagt *On Principles and Methods in Latin Syntax*, 1901 S. 80: „Es ist augenscheinlich, dass die verschiedenen Bedeutungen eines Modus nicht in der Modusendung enthalten sind; es ist nicht der Subjunktif, der diese Bedeutungen oder einige von ihnen dem Satze verleiht, sondern, im grossen und ganzen gesprochen, der Satz, welcher sie dem Subjunktiv verleiht. Wer sich die Sache umgekehrt vorstellt, verdreht das ganze Verhältnis des Denkens zum Sprechen.“[1]) Nur folgt hieraus nicht etwa, dass die Modi eigentlich nichts seien und der Satz alles. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass manche Auslassungen über die Entwicklung der sog. Modusbegriffe dem Missverständnis Vorschub leisten, als wären diese durchaus selbständige Wesenheiten, während ihre Entwicklung massgebend bedingt ist durch die Natur der Satzarten, mit denen der betr. Modus eine Art Symbiose eingeht oder richtiger in einer Wechselwirkung steht; die anscheinende Wandlungsfähigkeit der ‚Bedeutungen‘ der Modi, wie auch anderer Flexionsformen, erklärt sich in der Tat nicht minder aus der Mannigfaltigkeit der konkreten Beziehungen, in welche ihre Verwendung sie stellt, als aus ihrer immanenten Natur; ich erinnere auch daran, dass die Begründer der Grammatik den Begriff des Modus erst aus der Unterscheidung der Satzarten überhaupt gewonnen haben[2]) und dass die Grenzen beider

[1]) Nach der Verdeutschung von Delbrück, N. Jahrb. IX S. 319.

[2]) Vgl. meine Beiträge I S. 10 ff. (Kap. 3), wo der Zusammenhang zwischen Modi und Satzarten gestreift ist, und II S. 33 mit dem Hinweis, schon Humboldt, Ges. Werke VI S. 281 habe bemerkt, dass die Modi „mehr der Satzbildung angehören“; auch S. 27 f. des Sep.-Abdr. meiner Abhandl. ‚Gibt es in der griech. Sprache einen modus irrealis?‘ (Z. f. G.-W. N. F. 12. Jahrg. Hft. 1 u. 2: „Die Modalität des Prädikats ist ja freilich ein wichtiger, die ganze Satzform bestimmender Faktor, aber mit nichten der einzige. Was sind die verschiedenen Arten des Satzes anders als eben die verschiedenen Weisen, wie das Prädikat ausgesprochen und mit dem Subjekt verbunden wird, mit Einem Wort, als die verschiedenen Weisen der Prädicierung, des Ausspruchs selbst? Denn der Satz ist das *verbum*, das ῥῆμα. Und genau so lautet die landläufige Nominaldefinition des Begriffs *Modi*, wie die römischen Grammatiker diese Bestimmtheit des Verbums ziemlich unbezeichnend genannt haben! Diese Definition ist aber sichtlich zu weit, eben weil sie, ob auch unbewusst, die Modalität geradezu zur Satzart, zum Prinzip der Satzform erhebt. Auch wenn wir zunächst nur die unabhängigen Sätze ins Auge fassen, wird deren Gesamtcharakter konstituiert teils durch das Verhältnis, in dem der Inhalt des Satzes zur Wirklichkeit steht oder stehend gedacht wird (worein bekanntlich zahlreiche Grammatiker einzig den Begriff des Modus setzen); teils durch die psychische Diathese des Redenden, von welcher der Ausspruch, die Verbindung des Prädikats mit dem Subjekt, getragen ist und innerhalb deren der Hauptgegensatz der von Erkenntnis und Begehrung ist (und lediglich hierin sehen wieder andere das ganze Wesen der Modi); teils durch die Stellung des Ausspruchs innerhalb einer dritten Differenz, ob nämlich die Verbindung von Subjekt und Prädikat oder der psychische Akt, von dem diese getragen ist, bereits zum Abschluss gediehen oder noch im Werden und in der Schwebe ist, worauf besonders der Gegensatz von Aussage- und Fragesatz, aber keineswegs dieser allein beruht (und hier haben manche Grammatiker von einem *modus loquendi* im Gegensatz zum *modus verbi* gesprochen).“ Demnächst ist auch ausgeführt, wie für den Ausdruck dieser Verhältnisse die Sprache teils melodische oder topische Ausdrucksmittel habe, teils flexivische (die eigentlich *modalen*), auch deren mangelhafte Unterscheidung seitens der Grammatiker beklagt.) Morris' Bedenken und Erwägungen sind also nicht ganz neu. Übrigens begegnen sich obige Andeutungen mit dem, was — wenn auch unter anderm Gesichtspunkt — John Ries ‚Was ist Syntax?‘ S. 96 ausführt: man habe die Unterscheidung der syntaktischen Bedeutung der Flexionsformen von ihrer realen, materiellen, lexikalischen, oder wie man sie nennen will, fast ganz vernachlässigt. „Diese Unterscheidung ist nicht nur wichtig und fruchtbar, sondern sie ist oft für das scharfe Erfassen der eigentlich syntaktischen Verhältnisse und Probleme unentbehrlich

Kategorieen noch späterhin mehrfach als strittig erscheinen.[1]) Aber das Ganze jeder ‚Modusbedeutung', wenn man dieses Wort eben in dem üblichen weiten Sinne nimmt, resultiert doch aus der betr. Satzart und dem Eigenwert des Modus selbst; es hiesse zu weit gehen im Widerspruch gegen einseitigere Anschauungen, wenn man Eigenbedeutungen der Flexionsformen überhaupt nicht recht anerkennen wollte. Mögen diese in die Lautform hineingekommen sein, wie sie wollen, zufällig oder durch eine natürliche Lautsymbolik,[2]) durch Anpassung, Adaption, wie Ludwig es genannt hat, oder durch sinnvolle Zusammensetzung, wie Bopp und seine Schule wollten, — jedenfalls sind sie, soweit wir zurückblicken können (und der Rest ist doch wohl am besten Schweigen), Träger bestimmter Bedeutungen oder doch psychischer Stimmungen — sei es von vornherein gewesen, sei es alsbald geworden, die an ihnen haften blieben bis zu dem etwaigen Umwandlungsprozess, der ja manchmal eingetreten ist. Doch dem sei, wie ihm wolle: in dem angeführten Satze hat Morris recht denjenigen gegenüber, welche unpräziserweise z. B. vom Wunsch als einer Bedeutung des Optativs sprechen anstatt einer Anwendung. Dagegen habe ich mich bereits ausgesprochen: der Optativ an sich drückt nicht den Wunsch aus; er bezeichnet vom oder am Wunsch nur etwa das, was diesen Begehrungsakt vom Willen unterscheidet. Man kann nicht genug den so vielfach vernachlässigten Unterschied betonen zwischen der Eigenbedeutung eines Modus und seinen Anwendungen, aus denen bei dem Versagen historischer Kriterien oder deren Strittigkeit jene Bedeutung schliesslich gleichwohl am zuverlässigsten erschlossen wird. Übrigens liesse sich hiernach auch von einer substantiellen und einer nur funktionellen „Bedeutung" der Modi sprechen, wenn man diesem Ausdruck seine weite Verwendbarkeit ohne Missverständnis wahren will; denn — wie wohl soeben deutlich geworden — es geht auch auf unserm Gebiet wie anderwärts: die Herren verstehen einander manchmal nur deshalb nicht, weil sie mit demselben Terminus nicht denselben Sinn verbinden.

Aus dem Gesagten ergeben sich gewisse methodische Gesichtspunkte, die ich zusammenfassen möchte, weil sie geeignet erscheinen, die fundamentalen Verschiedenheiten des Verfahrens der „Modisten" (um den scholastischen Ausdruck zu variieren) zu beleuchten und so die verwirrende Mannigfaltigkeit der Darstellungen zu vereinfachen. Man kann einen Modus bestimmen am mühelosesten durch die Aufzählung aller seiner Anwendungen; aber dieses rein descriptive Verfahren ist zu umständlich, da es dem Lernenden zu viele Einzelheiten zumutet, und es befriedigt den wissenschaftlichen Sinn nicht, da es keinen Einblick gewährt in die Gründe der Tatsachen. Diesen zwiefachen Mangel mindert man durch eine angemessene Ordnung der Anwendungen, zumal wenn diese zur genetischen Anordnung sich zu erheben vermag. Aber was eigentlich hinter den sprachlichen Tatsachen steckt, welche Ideen sie beherrschen, bleibt auch so noch unbegriffen, und erst im Besitze solcher Erkenntnis darf man hoffen, von einem oder wenigen Gesichtspunkten aus das ganze Gebiet

---

und geradezu ausschlaggebend, wo es sich darum handelt, die verschiedenen syntaktischen Gebilde als solche zu erkennen."

[1]) Nachweise darüber in der soeben citierten Abhdl. S. 3 f. des Sep.-Abdrs. — Es zeigt sich auch hier wieder, wie in der Sprache jedes aus dem Ganzen heraus ist, wie alles mit allem zusammenhängt und unsere begrifflichen Unterscheidungen auch auf diesem Gebiete menschlichen Forschens nur ein relatives Recht haben, — das Recht unserer Orientierung in einer Welt objektiver Zusammenhänge, — und die richtige Orientierung ist eben unsere Wahrheit.

[2]) Hierbei denke ich auch an die wohl wenig bekannt gewordene „Philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache" (1869) des als Metriker bekannteren „genialen" R. Westphal, wie Benfey ihn nennt.

der betreffenden Erscheinungen zu meistern und ihre Übermittlung völlig zu vereinfachen. Hierfür tun sich zwei Wege auf, deren einer allerdings nicht in das Heiligtum führt: entweder man unterstellt alle oder doch möglichst viele Anwendungen mit dialektischer Kunst einem umfassenden und gleichermassen abstrakten Begriff — der Standpunkt der philosophischen Grundbegriffe, die unter Umständen mit dem Wesen der Sprachformen recht wenig zu tun haben; oder man forscht mittels eindringender Analyse der betr. Gedanken und Satzformen den individuell bestimmten, konkreten [1]) Bedeutungsmerkmalen nach, die etwa allen oder doch der Mehrzahl der Anwendungen eines Modus gemeinsam wären, so dass man hoffen darf, in ihnen den Kern, die eigentliche Substanz der Modi, dieser Diathesen des Ausspruchs, einigermassen zu erfassen, — der Standpunkt der sprachlichen Grundbegriffe. Letztere zu gewinnen ist das Ideal der semasiologischen Forschung, — womit schon gesagt ist, dass so kostbare Ware nicht gerade marktgängig sein kann; aber wer Schulgrammatiken und dergleichen schreibt, sollte eigentlich bei jedem Punkte sich darüber klar sein, auf welche Sprosse dieser Erkenntnisleiter seine Darstellung nach ihren Zwecken sich stellen will. Hieraus ergibt sich auch Richtung und Ziel der im Eingang geforderten Vertiefung der syntaktischen Unterweisung.

Dies also in Parenthese. Zurückgreifend aber auf die ihr unmittelbar voraufgehende Erörterung, halte ich es von deren Standpunkte aus für ein berechtigtes Verfahren, die beabsichtigten Erörterungen zur Moduslehre, anstatt von allgemeinen Prinzipien und sog. Grundbegriffen auszugehen, an die Analyse von Satzarten anzuknüpfen, in denen das Modusproblem am vielseitigsten auftritt und sich zu den schwierigsten Fragen verdichtet, — selbstverständlich nicht in dem Sinne, als wollte ich aus komplizierten und relativ spät entwickelten Gedankenformen die einfachsten und ursprünglichsten Begriffe erschliessen, sondern in dem, dass die Ansichten, welche ich mir über das Wesen der griechischen Modi gebildet habe, gerade auch jene schwierigen Erscheinungen sofort mit berücksichtigen müssen und an ihnen am sichersten geprüft werden können. Zu dem Ende wäre es nun freilich das Richtigste, die Skizze einer Moduslehre, wie sie mir vorschwebt, vorauszuschicken, ohne mich dadurch abhalten zu lassen, dass diese allerdings aus inneren Gründen zunächst einige Lücken lassen muss, welche erst später durch die Behandlung der hypothetischen und verwandten Satzarten ausgefüllt werden können. Das soll auch geschehen, aber erst in der „Fortsetzung". Ich verfahre wie der Metteur beim Feuilletonroman und breche da ab, wo die Geschichte interessanter zu werden verspricht. Die „Vorbetrachtung", welche der Abhandlung nachträglich zugewachsen ist, bildet in gewissem Sinne ein Ganzes, jene Skizze aber gehört zu der ihr folgenden Ausführung des Themas, von welcher an dieser Stelle beschränkten Raumes doch nur ein verschwindender Teil abgedruckt werden könnte.

---

[1]) „Überall ist unsere abstrahierende Zerlegung der Erscheinung später als diese selbst; und die Sprache folgt bei der Bildung der Formen in jedem einzelnen Falle konkreten Motiven, die an kein Schema gebunden sind und in denen sich vielfach die verschiedenen Bedingungen durchkreuzen, die wir dann nachträglich durch unsere Unterscheidungen zu sondern suchen." Wundt, Völkerpsychologie, I Die Sprache, T. 2 S. 190.



Zur unterrichtlichen Behandlung der griechischen Modi auf wissenschaftlicher Grundlage, namentlich in den Bedingungssätzen.

II. Grundlinien zur griechischen Moduslehre.

Von

Dr. Karl Koppin,
Kgl. Gymnasialdirektor.

Beilage zum Jahresbericht
des König Wilhelms-Gymnasiums zu Stettin
für das Schuljahr 1906/7.

Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.

1907. Progr.-No. 184.



Zur unterrichtlichen Behandlung der griechischen Modi auf wissenschaftlicher Grundlage, namentlich in den Bedingungssätzen.

II. Grundlinien zur griechischen Moduslehre.

Durch geschichtliche Verhältnisse der Anstalt genötigt, im vorjährigen Programm eine hierauf bezügliche Darstellung zu veröffentlichen, habe ich die Fortsetzung der im Jahre 1905 mit einer Vorbetrachtung begonnenen Arbeit um ein Jahr hinausschieben müssen. Diese Vorbetrachtung schloss mit der Ankündigung einer Skizze der Modustheorie, wie sie mir vorschwebe. Angesichts der Wechselwirkung, in welcher die Analyse schwierigerer Satzformen, namentlich der konditionalen und der ihnen verwandten, mit der Entwicklung des Modusgebrauchs und der Gestaltung der Moduslehre steht, schien eine derartige Antizipation erwünscht, — in welchem besonderen Sinne, das bitte ich im letzten Absatz der Vorbetrachtung nachzulesen. Auch des weiteren muss ich, um hinsichtlich meiner Absichten und ihrer Voraussetzungen nicht missverstanden zu werden, auf deren letzte Abschnitte zurückweisen, welche im Anschluss an einleitende didaktische Erwägungen die Fragen erörterten: 1. welchergestalt die wünschenswerte Vertiefung der syntaktischen Unterweisung bei gleichzeitiger Vereinfachung denkbar sei; 2. in welches Verhältnis etwa die Schulgrammatik zur historischen Sprachwissenschaft sich zu setzen habe; 3. ob die Grundlegung zweckmässiger durch Aufstellung sog. Grundbegriffe oder durch eine Charakteristik der einzelnen Modi erfolgen möge.

Mehr aber als eine Skizze hier zu liefern, verbietet mir nicht nur des Ortes Gelegenheit, sondern auch der nächste Zweck dieser Darstellung. Dass ich mir dabei vergleichende oder kritische Ausblicke auf die vorhandenen Theorieen anderer fast ganz habe versagen müssen, bedauere ich nicht, wie bequem solche auch für mich liegen mochten. Bei der Fülle des zu berücksichtigenden Materials würde die Auseinandersetzung mit fremden Ansichten den Vortrag der eigenen alsbald erdrücken und auch geduldige Leser der mühsamen Lektüre entfremden. Die Brauchbarkeit einer Hypothese muss schliesslich ja doch beurteilt werden nach deren eigener Fähigkeit die Fülle der Erscheinungen in möglichst lückenlosen Zusammenhang zu bringen und auf einfache Art zu erklären. Wer für die Geschichte des Modusproblems sich interessiert, den

muss ich mich begnügen, auf meine ‘Beiträge zur Entwicklung und Würdigung der Ideen über die Grundbedeutung der griechischen Modi. Teil I: Die logischen und ontologischen Grundbegriffe. Wismar, 1877. 58 S. 4⁰. Teil II: Die psychologischen Grundbegriffe. Stade, 1880. 40 S. 4⁰ (Wismar bei Hinstorff)’ hinzuweisen; ich zitiere sie als Beiträge I oder II und bitte um Nachsicht, wenn ich das häufiger tue, als mir selber lieb ist, genötigt durch das Fehlen eingehenderer geschichtlicher Darstellungen des Problems. Der gegenwärtiger Skizze demnächst folgende Versuch Sinn, Herkunft und Entwicklung der konditionalen Satzformen aufklären zu helfen und deren Verständnis auch den Schülern zu erleichtern, wird diese Grundlegung teils zu ergänzen, teils aber auch im Sinne einer Probe auf die schwierigsten Fälle ihrer Anwendbarkeit zu bewähren haben.

Einiges von dem, was ich hier zu sagen habe, mag neu sein; ungleich mehreres wird nur neu scheinen, — ein Schein, den ich durch kurze Hinweisungen möglichst zu beseitigen suchen werde. Denn in dem ungeheuren Material, welches die Modusforschung zutage gefördert hat, stecken doch allerlei Goldkörner, die der späteren Verwertung in der Überfülle toten Gesteins öfters entgangen sind, namentlich auch deshalb, weil solche glücklichen Gedankenfunde meist noch nicht bündig und deutlich genug herausgearbeitet waren, um weitere Kreise zu dem mühseligen Studium der oft ebenso verwickelten und dialektisch überfeinen wie scharfsinnigen Theorieen einzuladen. Ihren Urhebern, grossenteils überaus fleissigen und gelehrten Männern, Schulmännern[1]) zumeist, bleibt das Verdienst, so ziemlich alle Möglichkeiten der Modustheorie für die griechische Sprache, wenn auch nicht ausgeschöpft, so doch angebrochen zu haben, auch manchen Irrtum längst widerlegt zu haben, der noch heut in unsern Schullehren gespenstisch umgeht. Es ist mancher unter ihnen wohl zu früh vergessen worden, während andererseits der an sich vollberechtigte Rückschlag gegen die übertriebene Systematisierung von ehedem heute das Zünglein der Wage vielleicht zu stark nach der entgegengesetzten Richtung hin ausschlagen lässt. In die Dämmerungsgefilde einer Urzeit, durch welche kein deutlicher Pfad mehr hindurchführt, dürfen wir uns, als Praktiker jedenfalls, nicht verlieren, müssen uns vielmehr sichere Wege und Schneisen durch das Gewirr der sprachlichen Erscheinungen schlagen, um unser Gebiet zu übersehen und klare Orientierungen bieten zu können. Neue Tatsachen habe ich nur ganz ausnahmsweise festzustellen, zumal da ich auf Anwendung der statistischen Methode hier verzichten muss und für den vorliegenden Zweck verzichten darf. Wobei ich durchaus anerkenne, dass diese, soweit es sich um die historische Feststellung des Gebrauchswandels syntaktischer Formen handelt, sehr erspriessliche Dienste leisten kann, wie u. a. L. Lange durch seine grundlegende Abhandlung ‘Über den homerischen Gebrauch der Partikel εἰ’ gezeigt hat. Restlos lässt sie sich freilich nicht durchführen. Wenn z. B. die

---

[1]) Nach jüngsten Erfahrungen, welche diese gemacht haben, wird man die Schlussworte der Vorrede zum 2. Teil der Vergleichenden Syntax der indogerm. Sprachen (1897) gern wieder lesen: „Ich mag diese Arbeit, welche sich vielfach mit Problemen abgiebt, die stets das besondere Interesse der deutschen Philologen und Schulmänner erregt haben, nicht in die Welt gehen lassen, ohne darauf hinzuweisen, wie wichtige Beiträge für den Aufbau der historischen Syntax des Griechischen und Lateinischen in Programmen unserer höheren Lehranstalten vorliegen. Vielleicht ist die Annahme nicht ungerechtfertigt, dass die folgenden Kapitel dazu beitragen werden, zu weiteren Arbeiten dieser Art gerade in den genannten Kreisen anzuregen.“ Die Schulphilologen werden dieser freundlichen Anerkennung und vertrauensvollen Anregung eines Berthold Delbrück sich dankbar freuen.

parataktische Gestalt der nach gewöhnlicher Zählung ersten Form der Bedingungssätze *Ἀδικεῖ τις ἑκών. (;) ζημία ἔστιν* noch nicht bei Homer, sondern erst später, namentlich bei den Rednern, sich findet, darf man daraus etwa schliessen, wie geschehen, dass sie sich erst später entwickelt habe? Es wird vielmehr auch von der Literaturgattung abhängen, ob sich in ihr Gelegenheit bot für eine syntaktische Form, die — wie die vorliegende — in der Umgangssprache nicht selten sein mochte. Dagegen mag freilich durch Homer erhärtet werden, dass im eigentlich obliquen Gebrauch des Optativs eine spätere Entwicklung dieses Modus vorliegt, da hier eine ähnliche Beschränkung durch die Gattung nicht abzusehen ist, wohl aber die geschichtliche Feststellung mit der theoretischen Kombination sich begegnet.

Modus und Satzarten.

Von einem gerechten Modisten wird nun wohl zunächst die Beantwortung der Frage erwartet, was der Modus eigentlich ist. Ja, wer das nur sofort zu sagen wüsste! Wie wäre es, wenn man die Beantwortung dieser Frage der Weisheit letzten Schluss sein liesse? Immerhin seien ihr einige Worte, entschuldigungshalber, zugestanden. Die „Weisen der Aussage“ pflegt man den wenig bezeichnenden lateinischen Terminus zu verdeutschen und hat damit nicht einmal eine annehmbare Nominaldefinition gewonnen. Denn diese Verdeutschung des gleichfalls anfechtbaren *praedicatum* [1]) ist sichtlich zu eng: ‘schweig’ ist keine Aussage, ‘schweigt sie?’ erst recht nicht. Die ‘Aussage’ gehört nur dem Erkenntnissatz an, deckt aber auch mit dem sich nicht; denn die Frage dieses Gebietes z. B. ist keine Aussage. Man hat kein Recht, diesen Begriff konventionell dahin zu erweitern, dass man jeden Satz als ‘Aussage’ bezeichnet; wird dann andererseits gar ‘Aussage’ mit ‘Urteil’ identifiziert, wie so oft geschehen, so haben aus dieser lässigen Terminologie schon recht üble Irrungen sich ergeben.[2]) Ich setze also statt ‘Aussage’ in jenem weiteren Sinne den jungfräulicheren Begriff ‘Ausspruch’, der als umfassender empfunden wird und Äusserungen so des Erkenntnis- wie des Begehrungsvermögens, aussagende (besser: nichtfragende, geschlossene) und fragende, zwanglos umspannt. Aber auch mit der so berichtigten Nominaldefinition ist gar nichts gewonnen; sie fällt tatsächlich zusammen mit der Nominaldefinition des Begriffs ‘Hauptsatzarten’ (vgl. T. I S. 17, Anm. 2), aus denen die alten Grammatiker, anhebend mit den *πυθμένες λόγου* des Protagoras, die Kategorie des Modus ja auch herausgefunden und abgeleitet haben. Sagen wir also etwa: die Modi seien diejenigen Weisen des Ausspruchs, welche einen flexivischen Ausdruck gewonnen haben, — so ist das zwar richtig, und wir haben solchergestalt den *modus verbi* vom *modus loquendi*, um mit den alten Grammatikern zu sprechen, wirksam geschieden, haben unser Gebiet angemessen verengt und werden nicht mehr von einem *modus promissivus, impersonalis, percontativus* etc. reden, noch mit Diomedes es auf 11 Modi bringen oder gar mit Maximus Victorinus auf 14, aber über das Wesen des *modus verbi* haben wir noch immer nichts ausgemacht. Was liegt denn hier eigentlich vor? müssen wir sofort weiter fragen, welche inneren Zustände des Sprechenden, welche logische, psychologische oder sonstige Bestimmtheiten haben denn hier ihren flexivischen Ausdruck gefunden? Und jeder

[1]) Vgl. Beiträge I S. 35 ff., auch Monatsschr. für höh. Schulen 1905, S. 151 f. Es hat der Satzlehre zu manchem Nachteil gereicht, dass man ihre Terminologie einseitig dem Urteilssatze entlehnt hat. Der Name Prädikat, den ich natürlich nicht antasten will, ist ja ein einseitiger, bestenfalls eine *denominatio a potiori*; man muss dabei auch an ein *postulatum* und *interrogatum* denken, wenigstens diese Einseitigkeit sich gegenwärtig halten.

[2]) Vgl. Beiträge I S. 21, S. 35 ff.

Versuch einer Antwort führt uns mitten hinein in die schärfsten Kontroversen der Theoretiker. „Gewisse Beziehungen des Prädikats zur Wirklichkeit", antworten die einen und lassen uns die bange Wahl zwischen den Kategorieen der logischen Modalität oder irgend welchen ontologischen Beziehungen; „gewisse psychische Diathesen des Redenden", lehren andere schon seit des Apollonios Zeiten. Vortrefflich! aber welche? wird man doch weiter forschen. *Hic haeret aqua.* Man hat sehr verschiedene auf den Schild gehoben, teils in systematischer Gebundenheit, teils in löblicher Freiheit der Wahl, und ist auch hierbei oft genug in die Irre gegangen.

Wir können und dürfen also die Grundfrage nach dem Wesen der Modi an dieser Eingangsstelle nicht beantworten, wollen auch ebensowenig von irgendwelchen dogmatischen Grundbegriffen der Einzelmodi ausgehen, sondern lieber von Sätzen und Hauptsatzarten, wie jene ältesten Entdecker der Modi, und damit werden wir vielleicht auch den jüngsten Junggrammatikern, den Morris u. a., genug tun. In den unterschiedlichen Hauptsatzarten müssen sich die wesentlichen Merkmale der einzelnen Modi *in concreto* offenbaren, und sollte sich schliesslich für jeden ein einheitliches Hauptmerkmal ergeben, nun, um so besser. Auch für die schulmässige Unterweisung wird dieser analytische Weg der zweckmässigste sein: er führt nicht in das Reich blasser Abstraktionen und dogmatischer Regeln, sondern in die lebendige Seele der Sprache hinein und vermag somit auch lebendiges Sprachgefühl zu vermitteln.

Es gibt, soviel ich sehe, drei fundamentale Bestimmtheiten, durch welche der Gesamtcharakter eines jeden Ausspruchs, wobei zunächst nur an die Hauptsätze gedacht sei, formell konstituiert wird: 1. das Verhältnis, in welches der Sprechende den Inhalt seines Ausspruchs zur *Wirklichkeit* stellt; 2. seine *psychische Diathese,* das Seelenvermögen, von dem der Ausspruch getragen ist, wobei der primäre Gegensatz der von Erkenntnis und Begehrung ist; 3. das *Schlüssigkeitsstadium* eben dieses psychischen Aktes, will sagen, ob dieser Akt bezw. die von ihm ausgehende Verbindung von Subjekt und Prädikat bereits abgeschlossen oder noch offen, und in der Schwebe ist, wonach man geschlossene und offene, verständlicher wohl noch schwebende Aussprüche unterscheiden kann. Auf letzterer Bestimmtheit beruht zunächst (aber nicht ausschliesslich, wie später sich ergeben wird) der Gegensatz von 'Aussage'- und Fragesatz[1]), der einen flexivischen Ausdruck offensichtlich nicht gefunden hat und lediglich mit deklamatorischen Mitteln, ev. in Verbindung mit topischen, sich begnügt. Somit scheinen an der Besonderung der modalen Differenzen und ihres flexivischen Ausdrucks nur die beiden andern Bestimmtheiten beteiligt zu sein, und die Geschichte der Modustheorieen scheint diese Annahme zu bestätigen; denn in dem einen oder dem andern oder in einer Kombination beider Momente haben ja die meisten Grammatiker Begriff und Wesen der Modi zu finden geglaubt.[2]) Jeder Ausspruch ist also eine Äusserung des Begehrungs- oder des Erkenntnisvermögens, und diese Äusserung kann frageweise oder nicht fragend (bestimmend, geschlossen) erfolgen: 'Es ist Tag. Ist es Tag? *Quid faciamus nos? contenti estote!* Es werde Licht!' Bleibt noch anzudeuten, was es mit jenem 'Verhältnis zur

---

[1]) Die Frage definiere ich als den Ausdruck eines unvollständigen Erkennens oder Wollens, welches Vervollständigung sucht. Auf diese Definition wird zurückzukommen sein.

[2]) Beiträge I S. 9 f.

Wirklichkeit' auf sich hat. Es handelt sich dabei zunächst nur darum, ob der Sprechende bei seiner Äusserung die Wirklichkeit (bezw. Verwirklichung) ins Auge fasst (also Wirklichkeit aussagt, erfragt, heischt) oder nicht, — ein Gegensatz, der in den Modustheorieen erscheint als der zwischen Wirklichkeit und Vorstellung, Gedachtem oder dergl.[1]) und der in dieser immerhin noch anfechtbaren Formulierung nicht voll befriedigen kann, wie überlegen sie auch jener älteren sei, die in den 'Grundbegriffen' Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit den logischen Kategorieen[2]) sich angeschlossen hatte. — Im Treffpunkt also jener beiden Bestimmtheiten (der psychischen Diathese und der Wirklichkeitsbeziehung) finden wir die Hauptsatzarten mit den ihnen zukommenden Modi: wir haben (geschlossene und fragende) Erkenntnis- und Begehrungssätze, die so zu sagen entweder auf dem Boden der Wirklichkeit oder auf dem der Einbildungskraft erwachsen sind, — nennen wir es vorläufig kurz reale und ideelle Begehrungs- und Erkenntnissätze, wobei es noch völlig dahingestellt bleibe, an welcher dieser Bestimmtheiten das eigentliche Wesen der Modi hafte.

Modusreihen.

Wie verwenden wir die hiermit festgestellten Tatsachen, welche die Satzlehre unter keinen Umständen ignorieren darf, bei der syntaktischen Unterweisung?

Als Fundamentaleinteilung der Sätze, zunächst der unabhängigen, aus denen alle abhängigen selbstverständlich hervorgegangen sind, ist der Moduslehre unweigerlich die in Begehrungs- und Erkenntnissätze (Willens- und Urteilssätze wären beides zu enge Begriffe) zugrunde zu legen,[3]) wie das zuerst wohl, vor fast einem halben Jahrhundert, Aken[4]) konsequent durchgeführt hat. Daran schliessen sich als erste dogmatische Grundlage die beiden Modusreihen für diese Hauptsatzarten, welche sicher einzuprägen sind, damit man später auch bei den Nebensätzen immer wieder leicht auf sie zurückgreifen kann. Diese Modusreihen lauten:

1. für Begehrungssätze:	Imperativ,	Konjunktiv,	Optativ,	optativischer Ind. Präter.
2. für Erkenntnissätze:	Indikativ,	hom. Konj. (mit ἄν),	Optat. mit ἄν,	optat. Ind. Präter. mit ἄν.

Dieser gemeinhin als Irrealis bezeichnete Modus bleibt zunächst noch aus dem Spiel; auch eine dritte Modusreihe, die aus praktischen Gründen ebenso sicher einzuprägen ist, wird erst später vorgeführt, nämlich die für die bedingenden Nebensätze und ihre Sippe, welche lautet:

3. bedingende Nebensätze:	Indikativ,	Konj. mit ἄν,	Optativ,	optat. Ind. Präter.

Aber über die Funktion der Partikel ἄν verbreiten bereits jene beiden Reihen ein gewisses Licht, wenn der Schüler gewahrt, dass sie nur im Erkenntnissatze dem Konjunktiv und Optativ sich anfügt. Ebenso leicht begreift er, dass, wenn wir nach dem eigentlichen Wesen der Modi fragen, jene beiden Seelenvermögen Begehren und Erkennen uns darüber schwerlich aufklären können, denn sowohl die Begehrungs- wie die Erkenntnissätze haben ja jede mehrere Modi und beide zumeist dieselben, zur Verfügung.

---

[1]) Vgl. Beiträge I S. 42 ff., und über die den psychischen Diathesen entlehnten Grundbegriffe II S. 3—39.

[2]) Vgl. ebenda I S. 14 ff.

[3]) Nebenher mag der Sekundaner erfahren, dass der Fragesatz seine richtige Stellung, für ihn wenigstens, nicht mehr in der landläufigen Koordination Aussagesätze, Heischesätze und Fragesätze finden kann; es ist doch nicht schwer ihm klar zu machen, dass hierin mindestens zwei *principia divisionis* zusammengeworfen werden.

[4]) Schulgram. § 437, Die Grundzüge der Lehre von Tempus und Modus § 59, § 87; dass auch er noch von „Urteilssatz (Aussages.)“ spricht, mag eine Konzession sein an die terminologische Gewohnheit.

Modale Differenzierung.

Es gilt also zunächst die in dieser Mehrheit beschlossenen Verschiedenheiten der Begehrungsakte wie der Erkenntnisakte festzustellen. Die Begehrungssätze sind entweder Willens- oder Wunschsätze; der Wille ist ein unmittelbar auf Verwirklichung gerichtetes, einer gewissen Macht und Wirkung sich bewusstes Begehren, der Wunsch ein der Wirklichkeit gegenüber machtloses Begehren, ein *pium desiderium*[1]). Kein Vernünftiger sagt 'Ich will das grosse Loos gewinnen' oder 'Möchte ich mich doch waschen'; 'Ich möchte mich waschen' und 'Ich will mich waschen' markieren zwei ganz verschiedene Situationen oder doch Gebahrungen, und zwischen 'Ich will fleissiger sein' und 'Möchte ich doch fleissiger sein' gähnt ein Abgrund, den jeder Schüler kennt nnd den das Präteritum 'möchte' eigenartig beleuchtet. „Wir wollen uns dieses Präteritum recht sorgfältig merken", sage ich dann wohl; wir werden es noch gebrauchen. Der Schüler erkennt auch schon aus den typischen Übersetzungen,[2]) welche er bereits mit der Flexion gelernt haben sollte, dass im Imperativ (Geh hin, so geht er, *μῆνιν ἄειδε θεά*) und im Konjunktiv (des Entschlusses, der Unschlüssigkeit, des Verbots *ἴωμεν! ποῖ ἴωμεν; μὴ ἄλλως ποιήσῃς*) ein Wollen sich kund gibt, im Optativ ein Wunsch, jenes machtlose, wirklichkeitsferne Begehren. Er wird es also verständlich finden, wenn ich den Imperativ und diesen volitiven Konjunktiv der Wirklichkeitssphäre, den Wunschoptativ aber dem Gebiet des Ideellen, der Wirklichkeitsferne zuweise, und weiter nach ein paar passenden Beispielen (Il. 1,184 *τὴν μὲν ἐγὼ σὺν νηί τ' ἐμῇ καὶ ἐμοῖς ἑταροῖσι πέμψω, ἐγὼ δέ κ' ἄγω Βρισηίδα* neben Plat. symp. 216 c Alkibiades sagt freundlichst von Sokrates: *καὶ πολλάκις μὲν ἡδέως ἂν ἴδοιμι αὐτὸν μὴ ὄντα ἐν ἀνθρώποις...*, Soph. El. 548 *φαίη δ' ἂν ἡ θανοῦσά γ', εἰ φωνὴν λάβοι.* Cic. Lael. § 10 Ego si negem..., certe mentiar. *οὐκ ἂν δὶς ἐμβαίης ἐς τὸν αὐτὸν ποταμόν*), wenn ich auch im Erkenntnissatze den Indikativ und den fut Konjunktiv vom Optativ mit *ἄν* nach demselben Gesichtspunkt sondere. Es würde auch kaum schwer halten, auf demselben Wege vorsichtiger Induktion ihm die Einsicht zu eröffnen, dass der im Konjunktiv sich äussernde Willensakt oder Erkenntnisakt gegenüber dem imperativischen bezw. indikativischen irgendwie noch gehemmt oder abgeschwächt erscheine. Jedenfalls zeigt sich die Notwendigkeit, feinere Nuancen innerhalb der Begehrungs- und Erkenntnisdiathesen zu unterscheiden, und einige Aussicht, aus solchen Unterschieden charakteristische Merkmale für die Bedeutung der Modi (wenn nicht gar Aufklärungen über ihr Wesen) zu gewinnen. Denn dass der Konjunktiv mit der einen, der Optativ mit der andern Art der Begehrungssätze bzw. Erkenntnissätze seinen Bund geschlossen hat, das muss doch in der Bedeutung dieser Modusformen, in einer Art Verwandtschaft zwischen ihnen und den betr. Begehrungs- oder Erkenntnisdiathesen ähnlich begründet sein, wie es in der Bedeutung der Präpositionen *ἐκ* oder *σύν* und andererseits der Kasusformen begründet ist, dass die eine sich mit dem Genetiv, die andere mit dem Dativ associiert. Und Ähnliches werden wir von dem näheren, aber doch auch wieder gegensätzlichen Verhältnis des Konjunktivs zum Imperativ und Indikativ sagen müssen.

So gestaltet sich uns das Problem folgendermassen: wir werden aus dem Sinn der Satzarten selbst den Sinn der Modusformen abzuleiten haben, so aber, dass, während in

---

[1]) Das ist so einleuchtend, dass ich fast mit Widerstreben hierfür mich auf Delbrücks Autorität (bereits 1871 in Gebrauch des Konj. und Opt. im Sanskrit und Griech. S. 16) berufe; dass sogar schon viel früher dieser Unterschied von mehreren Grammatikern richtig und präcis formuliert ist, habe ich in Zeitschr. f. Gym.-Wes. 1878, Heft 2, S. 107, Anm. 1 (S. 30 des Sep.-Abdr.) nachgewiesen.

[2]) Vgl. T. I S. 9.

Präposition und Kasus zwei an sich differente Wesenheiten sich harmonisch verbinden, hier von vornherein eine einheitliche Entwicklung, eine Ineinsbildung von Satzarten und Modi vorliegt, und wir werden annehmen dürfen, dass irgend eine deutlich empfundene Besonderheit des Ausspruchs es ist, welche (um vorderhand nur von diesen beiden Modi zu sprechen) den Konjunktiv in einer gewissen Art von Begehrungs- und Erkenntnissätzen hervorgetrieben hat, den Optativ aber in einer andern, und dass diese Besonderheit für beide Seelenvermögen dieselbe gewesen sei. Womit denn wiederum von vornherein nahe gelegt ist, dass die so zu sagen gröberen Diathesen des Begehrens und Erkennens für diese Differenzierung selbst nicht entscheidend gewesen sind, dass sie vielmehr nur zwei Verwendungsgebiete darstellen und ihrerseits im wesentlichen mit deklamatorischen Ausdrucksmitteln sich begnügt haben. Demnach wären also andere Momente für die Differenzierung der Modusformen wirksam gewesen. Welche? Das ist die Kardinalfrage, deren Beantwortung deshalb so schwierig ist, weil sie uns zurücknötigt in eine Anschauungsweise, die von der Feinheit und Mannigfaltigkeit unserer jetzigen Modalvorstellungen noch weit entfernt gewesen sein muss, andererseits aber auch eine von blasser Abstraktion entfernte, sinnfällige Bestimmtheit der zum Ausdruck drängenden Empfindungen voraussetzen lässt, aus denen jene klareren Vorstellungen erst allmählich sich differenziert haben. Wir müssen also diesen historischen Entwicklungsgang gewissermassen in uns selbst intellektuell nacherleben, um ihn ganz zu verstehen, und müssen gleichwohl einen — natürlich zunächst nur hypothetischen — Ausgangspunkt hierfür gewinnen, also insoweit notgedrungen das Ergebnis antizipieren. Unsere Kardinalfrage lautete: welche Qualitäten des Ausspruchs, der, wie wir sahen, eine Äusserung des Begehrungs- wie des Erkenntnisvermögens sein kann und frageweise oder bestimmend (aussagend) erfolgen kann, beziehen sich auf die Modi und finden in diesen ihren Ausdruck? Und die hypothetische Antwort laute, wie auch der Leser sie für jetzt aufnehmen mag: der konjunktivische Ausspruch unterscheidet sich von dem imperativischen und indikativischen (an denen als ursprünglich einzigem Gegensatz er zunächst allein zu messen ist) durch das diesen eigentümliche, ihm selbst aber mangelnde Moment der Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, der Bestimmtheit und Selbstgewissheit; sein psychologisches Charakteristikum ist eine Art Hemmungszustand, ein Gefühl der Nicht-Gewissheit[1]), entsprechend dem noch Unfertigen des Vorgangs selbst; wie hieraus sich weiter der Begriff des Unbestimmten entwickelt, wird später zu erörtern sein. Geben wir also dem Konjunktiv kurz die Diathese einer Ungewissheit dieses Sinnes (in der dieselbe Bezugnahme auf die Verhältnisse der Wirklichkeit, die in jedem indikativischen oder imperativischen Ausspruch zutage tritt, sich aktuell zeigt), so ist für den Optativ gerade der Mangel solcher Bezugnahme charakteristisch: sofort in seiner mutmasslich ursprünglichsten Verwendung als Wunschmodus tritt diese Grundstimmung des Redenden deutlich zutage; und formulieren wir hiernach seine Grundidee als Wirklichkeitsferne und Inaktualität, so lassen sich dieser auch die sekundären Verwendungen, sogar deren letzte, der

[1]) Es sei schon hier daran erinnert, dass der griechische Konjunktiv neben ὑποτακτική von älteren Grammatikern auch διστακτική genannt wurde, polarisch entsprechend der Bezeichnung des Indicativus oder *Definitivus* als ὁριστική, die ihm gewiss nicht deshalb gegeben worden ist, „weil er namentlich in Definitionen gebraucht wird“! (S. 31.) Die oben gegebene Auffassung des Indik. hat u. a. in interessanter Weise schon Naegelsbach, *De vera modorum origine,* 1843 (S. Beiträge I S. 49) vertreten im direkten Gegensatz zum Optativ. Wie dieser Gedanke sich weiter entwickelt hat, ohne doch zu befriedigendem Ergebnis zu führen, habe ich Z G W 1878 S. 7 ff. gezeigt. Angemerkt sei hier nur, dass auch Grimm, Deutsche Grammatik, 1837 S. 72 sagt: „Auf das wirkliche, sichere gehen indicativ und imperativ.“

sog. iterative und der oblique Gebrauch, wie sich zeigen wird, unschwer unterstellen. Von absoluter Stabilität des Grundbegriffs im Sinne seiner ersten, konkretesten Anwendungen kann ja selbstverständlich nicht die Rede sein; dieser musste sich mit den Anwendungen des Modus allmählich selbst erweitern, vergeistigen und verallgemeinern. Man betrachte doch nur die Modi nicht als sprachliche Gebilde ganz absonderlicher Art, die am Ende gar noch metaphysische Urweisheit bergen und von sich geben sollen. Ihre Bedeutungen haben sich ähnlich entwickeln müssen wie die der Wurzeln und Wörter, aus dem Engeren zum Weiteren, aus dem Konkreten zum Abstrakten; auch die ursprünglich einem sehr beschränkten Äusserungsbedürfnis entstammende Form erwies sich demnächst als geeignet, neuen, verwandten Beziehungen zu dienen, und erweiterte so ihren Bereich und Sinn. Aber während man die verschiedenen Wortbedeutungen wie etwas Selbstverständliches hinzunehmen pflegt, ohne sich viel um ihren Zusammenhang und Entwickelungsprozess zu kümmern (ich spreche natürlich nicht von Semasiologen), vor allem ohne nach einer alle Gebrauchsfälle umfassenden Grundbedeutung, einem 'Generalnenner' zu suchen, liegt die Sache bei den Modi (wie auch bei andern grammatischen Formen) anders, schon für jeden, der eine Sprache auf grammatischem Wege, also mehr verstandes- als gefühlsmässig lernt: es sind dieser Formen nur wenige, aber sie begegnen auf Schritt und Tritt und in so mannigfachen, scheinbar sogar einander fernliegenden Anwendungen, dass ein Bedürfnis sie zu ordnen, zusammenzufassen, ihre 'Bedeutungen' unter allgemeinere Gesichtspunkte zu bringen, sich gebieterisch geltend macht, wenn anders der Lernende in der Fülle der Einzelheiten sich bald verständnisvoll zurechtfinden soll. Für die Muttersprache besitzen wir die Direktive in dem unbewussten Sprachgefühl, welches die Grundbedeutung einer Sprachform mit der besonderen Situation des Einzelfalles ohne weiteres zu verknüpfen weiss, ohne sich Rechenschaft zu geben von dem Inhalt jener allgemeinen Begriffe, die bei der Subsumtion unbewusst angewendet werden. Vorhanden sind sie darum nicht weniger, natürlich nicht als starre Formel, wie sie der Grammatiker schliesslich abstrahieren muss, sondern als eine lebendige, anpassliche, bis zu gewissem Grade wandlungsfähige Potenz; die Grenze dieser Wandlungsfähigkeit bildet, von etwaigen katastrophischen Umgestaltungen abgesehen, der allgemeine Grundsinn jeder Form. Derartige Grundbegriffe der Modi waren zweifellos auch in den Seelen der Griechen lebendig. Je mehr das Ausdrucksbedürfnis sich erweiterte und vergeistigte, die Satzarten sich entwickelten, um so mehr musste auch die Idee des Modus sich bereichern und verfeinern, aus der Enge einer sinnfälligen Uranwendung sich lösend und allmählich sich vergeistigend. Ich kann mir nicht vorstellen, dass in der Seele der Griechen eine Mehrheit von Optativempfindungen oder von Konjunktivbedeutungen ruhte und wirkte; die Grundstimmung, der jeder Modus entfloss und die er andererseits in dem Hörenden auslöste, muss doch wohl eine ziemlich einheitliche gewesen sein. Auch die zur Höhe entwickelte Sprache lässt noch eine einheitliche Optatividee erkennen, die in allen Verwendungen durchschimmert und trotz aller Bereicherung und Verfeinerung dem Ursprungssinn nicht untreu geworden ist, wofern man nur Bedeutung und Verwendung der Modi gebührend auseinander hält.

Der Grammatiker also soll diese lebendige Potenz in eine feste Formel bannen; das widerspricht ihrer Natur, muss aber gleichwohl geschehen. So geschehe es denn in dem Bewusstsein, dass er weniger Offenbarungen als nur Konstruktionen zu bieten hat, und dass der Wert der Lösung nur ein irrationaler sein kann. Das gilt von den sog. Grundbegriffen wie von den Einzelheiten der Bedeutungsentwicklung. Es hat für mich keinen Sinn zu behaupten: gerade so oder so ist die Grundbedeutung dieses Modus zu formulieren, genau in dieser Stufenfolge hat sich seine

Bedeutung entwickelt. „Wer tiefer sieht, gesteht sich frei: Es bleibt etwas Anonymes dabei.“ Immerhin aber können die Näherungswerte der Lösung mehr oder weniger richtig bestimmt werden. In welchem Masse ersteres gelingt, das ist durchaus bedeutsam, sowohl für die Wissenschaft wie namentlich auch für die Unterrichtspraxis. Die den Konjunktiv als Modus der Erwartung bezeichnen, folgen sichtlich derselben Strömung wie ich, wenn ich ihn als Modus der Nicht-Gewissheit und Unbestimmtheit anspreche; aber ihr Grundbegriff ist vielleicht mehr umfassend als primär und versagt doch in der Kette der Anwendungen zu früh. Und die den Optativ als Modus der reinen Vorstellung definierten oder der Subjektivität, der Einbildungskraft, des Beliebens, des Ideellen, der Fiktion u. dgl.[1]), haben wohl so ziemlich dasselbe sagen wollen, wie ich mit der seltsamen 'Wirklichkeitsferne', und doch nicht überzeugen können[2]); ihre Formel ist viel zu eng. Aber ich betone es, auch die zutreffendste Formel wird nicht leicht das Zauberwort sein, welches mit einem Schlage jegliches Dunkel lichtet und jede Besonderheit, z. B. des Optativgebrauchs, sofort aufklärt. Sie muss einen reicheren Denkinhalt haben, als ihn das Wort unseres gegenwärtigen Vorstellungskreises direkt vermitteln mag, und um den zu gewinnen, muss der etwa herrschende Grundbegriff durchgeführt werden durch die erst nach einander hervorgetretenen Gebrauchsweisen.

Modustafel.

Und damit wende ich mich wieder einmal dem Lehrverfahren zu. Sind die oben gegebenen Modusreihen den Schülern nicht nur geläufig, sondern durch häufige Anwendung auf die verschiedenen Satzarten, Haupt- wie Nebensätze, auch inhaltsvoll und zu Erfahrungstatsachen geworden, so ist's an der Zeit, dieses Material zu durchleuchten, die hinter den empirischen Tatsachen liegenden Grundvorstellungen ans Licht zu ziehen, dadurch ihre Auffassung zu vertiefen und die Fülle der Einzelheiten aufgehen zu lassen in Ideen, welche die Bildung eines richtigen Sprachgefühls erleichtern und beschleunigen. Dazu dient mir eine Modustafel, die zwar nicht bei jedem Schüler Wunder wirkt, aber an vielen doch ihren Zweck erfüllt und allmählich aus einem Fachwerk zu einer Vermittlerin vertiefter Einsicht wird. Eine solche Tabelle, die auch verschiedene Fundamentalbeziehungen[3]) der Rede und damit die Vielgestaltigkeit der Hauptsatzarten vor Augen stellen soll, steckt virtuell schon in den ersten beiden Modusreihen; es fehlen nur noch die Köpfe der Vertikalkolumnen. Fügen wir diese hinzu, so ergibt sich folgendes. Der Sprechende äussert

	A. im Hinblick auf die **Wirklichkeit**		B. im **Gefühl der Wirklichkeitsferne**	
	a ein **selbstgewisses**	b. ein **noch unzuversichtliches**	a. schlechthin, sein	b. bei bewusstem Gegensatz zur Wirklichkeit, sein
1. Begehren	im Imperativ	im Konjunktiv	im Optativ	im optativischen Indik. Präter.
2. Erkennen	„ Indikativ	im (homer.) „ mit ἄν	„ „ mit αν	„ „ „ „ m. ἄν
	(1. Wirklichkeit)	(2. Wirklichkeitsnähe)	(3. Wirklichkeitsferne)	(4. Nichtwirklichkeit)

So etwa. Etwas unlogisch, nicht wahr? Aber vielleicht um so unverdächtiger; der streng logische Gegensatz in der Formulierung von A und B wäre ja mit ein wenig sanfter Gewalt sehr leicht herzustellen gewesen. — Diese Tabelle ist also induktiv vorbereitet. Namentlich der dem Schüler

[1]) Vgl. Irrealis S. 122 (Sep.-Abdr. S. 46).
[2]) Vgl. Beiträge I S. 51—58, besonders S. 53.
[3]) Vgl. T. I S. 16.

ganz fremdartige Begriff der Wirklichkeitsferne muss allmählich herausgearbeitet sein aus dem verständlicheren einer nicht von der Wirklichkeit, sondern ganz von der Initiative des Redenden ausgehenden Vorstellung, der sog. 'reinen Vorstellung', mit der man leidlich auskommt, bis die Erörterung des iterativen und des obliquen Optativs dazu nötigt, den Optativbegriff noch tiefer an der Wurzel und zugleich umfänglicher zu fassen. Auch der Konjunktivbegriff, dessen Merkmal ich weniger gern als 'Ungewissheit' formulieren würde, da dieser Begriff nicht eindeutig psychologisch wäre, bedarf einer vorsichtigen Hinleitung, welche etwa auftauchende Schwierigkeiten (s. u.) zunächst noch zurückstellen mag. Der sog. Irrealis endlich bleibt zunächst besser beiseite und wird erst allmählich aus einem empirischen zu einem rationellen Begriff erhoben. Ist aber die Tabelle, die absichtlich nicht mit blossen Schlagwörtern operiert, sondern in Sätzen gelesen sein will, verstanden und geistiges Eigentum der Schüler geworden, so unterliegt es keinem Bedenken mehr, im Gegensatze zu ihrer umständlichen Form vorwiegend kurzer Stichwörter sich zu bedienen. Manchem freilich werden auch so noch die hier an die Fassungskraft der Schüler gestellten Ansprüche zu hoch erscheinen: in die den Modi zugrunde liegenden Gefühlszustände sich zu versetzen, die doch in einigen Anwendungen nicht ohne weiteres einleuchten, werde ihnen nicht gelingen; ihrem Verständnis liege es näher, lediglich von dem objektiven Verhältnis des Ausspruchs zur äusseren Wirklichkeit auszugehen; die Einteilung A a b sei auch zu kompliziert, die in der Gliederung B a b angedeutete Auffassung der sog. Irrealformen bestenfalls für Schüler zu schwierig. Dieser Stellungnahme, mit der ich hier nicht rechten will, soweit sie nicht zu geistloser Dressur verleitet, bleibt nur ein Kompromiss übrig zwischen mehr wissenschaftlicher Darstellung und didaktischem Bedürfnis. Lediglich um auch diesem zu entsprechen, habe ich unter die vier Modi die schlicht koordinierten Schlagwörter Wirklichkeit, Wirklichkeitsnähe, Wirklichkeitsferne, Nichtwirklichkeit[1]) gesetzt, die in einer leicht behaltbaren, auch an sich belehrenden Skala das Verhältnis modal ausgesprochener Vorgänge zur Wirklichkeit kurz und annähernd richtig kennzeichnen. Ihre Verwendung setzt freilich voraus, dass die Schüler den landläufigen Satz „der Indikativ ist der Modus der Wirklichkeit" nicht mehr dahin missverstehen, als bezeichne der Sprechende durch den Indikativ den Verbalvorgang schlechthin als wirklich; das tut er nur im Aussagesatz[2]), nicht im Fragesatz, auch nicht in Bedingungssätzen; schon dass gleichzeitig auch der Imperativ als 'Modus der Wirklichkeit' angesprochen ist, muss vor diesem groben Missverständnis, dieser Loslösung der Modusbedeutung von der Satzart (vgl. T. I S. 17), bewahren. — Wie hier den ontologischen Charakter der Modi, so wird man je nach den Umständen in kurzen Stichwörtern auch ihre psychologische Seite herauskehren können und den Indikativ und Imperativ als Modi der Gewissheit, den Konjunktiv als Modus der Ungewissheit, in beschränkteren Fällen auch der Erwartung, den Optativ, wenigstens in den ursprünglicheren Fällen seiner Anwendung, als Modus der reinen Vorstellung, der Einbildungskraft, der Fiktion bezeichnen können.[3]) Alle diese Schlagwörter enthalten in begrenzter Sphäre Richtiges und Verwendbares; die

[1]) Man vergleiche hiermit die Skala der logischen Modalitätstheorie: Wirklichkeit (obj. und subj.), Möglichkeit, Notwendigkeit! Beiträge I Kap. 2 und 4.

[2]) Und selbst hier nicht ohne Ausnahmen rhetorischer Art; vgl. Beiträge I S. 55.

[3]) Über andere psychologische Charakteristika siehe Beiträge II Kap. 11 und 12, und speziell wegen der Rolle, welche die Begriffe Ungewissheit und Unbestimmtheit nebst ihren Gegensätzen in den Theorieen gespielt haben, ebenda S. 27 ff. Dazu bemerke ich noch, dass neuerdings Vogrinz in seiner Grammatik des homer. Dialekts S. 266 ff. Gewissheit und Ungewissheit zu Kardinalbegriffen seines Modussystems gemacht hat, allerdings ohne eingehendere Erörterung.

verschiedenen Modustheorieen haben es eben darin verfehlt, dass sie ihnen (und noch manchen anderen!) die unumschränkte Alleinherrschaft von Grundbegriffen zusprechen wollten.[1])

Erläuterung der Modustafel.

Nach dieser Vorbemerkung können wir an die grundlegende Tabelle noch einige nützliche Erläuterungen knüpfen. Man wird darauf hinweisen können, dass die drei Modi Imperativ-Indikativ[2]), Konjunktiv und Optativ zunächst nur das Verhältnis des Ausspruchs zur Wirklichkeit differenzieren: dieser ist nämlich entweder auf die Wirklichkeit irgendwie gerichtet, indem die Wirklichkeit des sog. Prädikats erstrebt, ausgesagt, erfragt wird, — oder er lässt die Wirklichkeit bzw. Verwirklichung ganz ausser Betracht und bewegt sich somit nur in der Sphäre der Vorstellung.[3]) In diesem Sinne haben schon ältere Grammatiker zutreffend den Imperativ, Indikativ und Konjunktiv als Modi der Wirklichkeit, den Optativ grossenteils zutreffend als Modus der (reinen) Vorstellung bezeichnet. — Die Wirklichkeitsmodi Imper.-Indik. und Konjunktiv sollen ihrerseits nach der Tabelle sich dadurch unterscheiden, dass der Sprechende in seinem Erkennen und Wollen sich der Wirklichkeit entweder sicher fühlt oder noch nicht sicher fühlt, und demnach Wirklichkeitsgewissheit bekundet oder nicht. (Logisch am unanfechtbarsten würde man also das konstitutive Merkmal des Konjunktivs in kontradiktorischem Gegensatz zum Imperativ-Indikativ als einen Zustand der Nicht-Gewissheit formulieren; aber praktische Erwägungen sprechen gegen einen rein negativen Begriff.) Diese empirisch sich darbietende Charakteristik der Bedeutungen ist in den einzelnen Gebrauchstypen nachzuweisen, und die Bildung der Konjunktivformen scheint sie zu bestätigen; doch davon später! Hier zur Abwehr eines Missverständnisses noch dies: die Modaldiathese der Ungewissheit im Sinne der Unzuversichtlichkeit fällt nicht zusammen mit jener Ungewissheit eines Fragenden, die genauer als Unkenntnis oder unvollständige Kenntnis zu bezeichnen wäre und nicht modalisch, sondern durch eigentümliche Frageform (Frageton!) geäussert wird. (Vgl. S. 6 und Anm. 1 die Definition der Frage.) In der indikativischen Frage 'Ist es schon Tag?'

---

[1]) „Ohne Zweifel erschienen uns zuerst die Theorien hinfällig, und die Geschichte der Wissenschaften beweist uns, dass sie vergänglich sind; sie sind aber dennoch nicht ganz vergangen, von jeder ist etwas übrig geblieben. Dieses Etwas muss man sich bemühen herauszusuchen, weil nur dieses und dieses allein der Wirklichkeit wahrhaft entspricht.“ Poincaré, Wissenschaft und Hypothese, übersetzt und erläutert von Lindemann, S. XV. Und da möchte ich auch gleich diesen Satz des berühmten Mathematikers und Physikers nutzen (S. 144): „Die ganz nackten Tatsachen können uns also nicht genügen; darum brauchen wir eine geordnete oder vielmehr organisierte Wissenschaft.“ Über Recht aber und zugleich Wertmass solcher Ordnung las ich irgendwo bei Hellpach: „Die Wissenschaften alle ordnen lediglich die Erscheinungswelt nach bestimmten Gesichtspunkten und ihre 'Erklärungen' sind weiter nichts als Prinzipien solcher Ordnung.“ Den lückenlosen Zusammenhang finde keine einzige, sondern der werde immer nur postuliert und mittels der Hypothesen- und Theoriebildung plausibel gemacht; die Formeln aber, auf die man den unerschöpflichen Reichtum der Erscheinungen zu reduzieren versuche, seien jedenfalls eine notwendige Arbeit. Vgl. T. I S. 18, Anm. 1.

[2]) Ich bitte mir diese zusammenfassende Bezeichnung der ersten Modalstufe hingehen zu lassen. Sie rettet nebenher schon hier dem Imperativ seinen Platz unter den Modi, den ihm, wie auch dem Optativ, einseitige Vertreter der logischen Moduskategorieen schlankweg bestritten haben, — für uns heut nur noch eine interessante Reminiszenz (vgl. Beiträge I S. 20 f.). Dass aber Indik. und Imper. sich am nächsten stehen, ist ja allgemein anerkannt; vgl. z. B. Aken, Grundzüge der Lehre von Tempus u. Modus § 40; Vogrinz, Gramm. des hom. Dialekts S. 134.

[3]) Die Nachweisung der verschiedenen Art, in welcher die Grammatiker die Fundamentalbegriffe Wirklichkeit und Vorstellung auf die Modi angewandt haben und die hieraus sich ergebende verschiedene Gruppierung der Modi findet man in Beiträge I S. 44 f.

erfragt der Unwissende eben Gewissheit, während die konjunktivische Erkenntnisfrage zunächst auch nur eine konjunktivische, unzuversichtliche Antwort intendiert, z. B. Od. 5, 299 oder 465 *ὤ μοι ἐγώ, τί πάθω; τί μοι μήκιστα γένηται*; 'wie wird es mir gehen? was wird wohl schliesslich aus mir werden?'[1]) und abhängig 13, 365 *αὐτοὶ δὲ φραζώμεθ', ὅπως ὄχ' ἄριστα γένηται.* — Ferner, der Konjunktiv in den indefiniten[2]) (generellen und iterativen) Relativsätzen erschliesst sich dem Verständnis weniger leicht unmittelbar aus dem postulierten Grundbegriff, als in Verbindung mit den eigentlichen konjunktivischen Bedingungssätzen, bei deren Analyse sich unser Konjunktivbegriff durchaus bewähren wird. Diese (indefinite) Verwendung also, für welche es sich angesichts ihrer umfänglichen Bedeutung im Griechischen empfiehlt, das leicht ableitbare Charakteristikum (objektiver) Unbestimmtheit zu Hülfe zu nehmen, bleibt zunächst von der theoretischen Beleuchtung ausgeschlossen und hat denn auch in der Tabelle keine Berücksichtigung (etwa durch einen parenthetischen Zusatz) gefunden.

Den dem Optativ zugewiesenen Charakter der Wirklichkeitsferne kann ich vorläufig nur dahin erläutern, dass der im Optativ ausgesprochene Vorgang der Wirklichkeitssphäre des Sprechenden entrückt ist, — dass er ihn in seinen realen Verhältnissen nicht oder nicht mehr berührt. Das trifft zu für gewisse Begehrungen wie für gewisse Erkenntnisse, die als solche noch näher aufzuzeigen sind, und gilt auch für gewisse auf die Vergangenheit be-

---

[1]) Auch Krüger, Sprachl. II Dial. § 54, 2, 7 nimmt wenigstens *γένηται* als futur. Konj. Aber auch das häufige *τί πάθω*; — jedenfalls keine Unschlüssigkeitsfrage — wird jetzt so gedeutet; vgl. Bäumlein, Untersuch. S. 183, Delbrück, Konj. und Opt. im Snskr. und Griech. S. 188 'Was wird mir passieren?', Kühner-Gerth, Ausf. Gram.³ II 1 § 394 Anm. 3, obschon der Gebrauch dieser 'Formel' im Attischen, das den fut. Konj. in Hauptsätzen nicht kennt, Bedenken erregte; Gerth meint mit Bäumlein, er sei hier durch die Analogie des sinnverwandten *conj. delib.* geschützt worden. Übrigens vgl. unten S. 24.

[2]) Diesen Terminus sollte man in die Schulsyntax einzuführen versuchen. Ich habe gelegentlich (Monatsschr. f. höh. Schulen, 1905 S. 149) gegen die didaktische Brauchbarkeit wunderlicher Verdeutschungen des *pronomen relativum*, wie 'bezügliches, beziehliches und beziehendes Fürwort', mich ausgesprochen und dabei auch den lateinischen Terminus nicht schonen können. Die besondere funktionelle Bedeutung des Relativs sei doch einfach die, Sätze unterzuordnen, Nebensätze bilden zu helfen, während es seinem substantiellen Bedeutungsgehalt nach demonstrativ, indefinit oder interrogativ sein könne; eine sachgemässe Verdeutschung würde also 'unterordendes Fürwort' zu lauten haben. Leider stellt sich das historische Recht des 'indirekten Frageworts', das nur ein hypotaktisch gewordenes, also relativiertes Fragefürwort ist, einer durchgreifenden Besserung der Terminologie entgegen; ich würde sonst im Einklang mit ihrer Entstehung von demonstrativen, fragenden, indefiniten Relativpronomina oder richtiger von ebensolchen Fügefürwörtern (in Anlehnung an die bekannte Scheidung von Binde- und Fügewörtern) sprechen. Die lateinischen Grammatiker haben mit ihrem Terminus, wie öfter, Unglück gehabt und angestiftet. Schon Apollonios hat das Wesen des sog. Relativs erkannt und das Ding *ἄρθρον ὑποτακτικόν* genannt, gleichermassen aber auch das indefinite Relativ in Sätzen wie *ὃς μεθύει βλάπτεται* als *μόριον ἀόριστον* bezeichnet (De adverb. p. 532, 3 582, 30). Wir sollten ihm folgen und, um einen klaren Begriff an die Stelle verschwommener zu setzen, den Schülern den Terminus 'indefinite Relativsätze', die in der griechischen Moduslehre eine so bedeutsame Stellung einnehmen, übrigens auch in der lateinischen sich geltend machen, nicht vorenthalten. Sie nehmen ihn leicht, fast begierig auf, weil sie eine klare Vorstellung damit verbinden können. Der Begriff 'hypothetische Relativsätze' deckt sich nicht damit trotz der Verwandtschaft; er macht (nicht immer zwanglose) verifizierende Umformungen nötig und verdunkelt die richtige Auffassung hypothetischer Sätze im engern Sinn. Natürlich erstreckt sich der Begriff des Indefiniten auch auf konjunktionale Nebensätze, namentlich die guten alten Iterativsätze, die ihren Platz behaupten sollen als augenfällige Spezialität der indefiniten Nebensätze, deren Gebiet aber weiter reicht; die Unbestimmtheit kann im Generellen ihren Grund haben, kann aber auch eine ganz individuelle sein und nur einen Einzelfall im Auge haben, z. B. Il. 15, 80 f., 16, 52 ff. Davon bei Behandlung der hypothetischen Sätze.

zügliche Vorstellungen, deren Wirklichkeitsbeziehung den Sprechenden nicht mehr berührt und die er ausser Zusammenhang mit sich oder seiner Gewährleistung setzen will, — während ja im übrigen auch Vergangenes für ihn durchaus aktuell sein, seine Gegenwartsverhältnisse fühlbar berühren kann. Der Begriff Wirklichkeitsferne umfasst also nicht nur 'rein Gedachtes', sondern er strahlt auch über, so zu sagen, auf vergangene Wirklichkeiten. Aber, wie gesagt, nicht alles Vergangene ist wirklichkeitsfern! Wäre man, schlicht den Tatsachen gehorchend, vor diesem scheinbaren Widerspruch nicht zurückgewichen, so wäre der Moduslehre ein Umweg und ein Irrweg erspart geblieben: der Versuch, den Optativ in allen Verwendungen als Modus der reinen Vorstellung zu erweisen, und die Lehre, dass in dem sog. irrealen Gebrauch der Präterita ('Modalpräterita', 'indic. irrealis') der letzte Rest sich erhalten habe einer ursprünglichen Bedeutung der Präterita, in der sie noch nicht Zeiten, sondern Modi, und zwar Modi der Nichtwirklichkeit, gewesen seien. Hierbei sei erklärend bemerkt, dass ich in der Tabelle mit dem Ausdruck optativischer Indikativ ganz dasselbe meine, was ich in der Abhandlung über den sog. *modus irrealis* (ZGW. XII Heft 1 und 2) als *indicativus pro optativo* bezeichnet habe. Der Name will die dort gegebene Erklärung der sprachlichen Erscheinung, welche ich entsprechend der Aufnahme, die sie seitens der Wissenschaft gefunden hat, durchaus aufrecht erhalte, schon seinerseits andeuten, um nicht verworrene Vorstellungen vom Wesen des Indikativs aufkommen zu lassen. Im übrigen bedingt schon meine ungewöhnliche Formulierung des Optativbegriffes, die starken Widerspruch herausfordern wird, eine eingehendere Erörterung, als diese vorläufigen Erläuterungen zur Modustabelle zulassen. Gelangen werden wir zu unserm Stammbegriff ausgehend vom Wunsche und fortschreitend zur Fiktion und weiter zu den diesen Affektäusserungen entsprechenden Erkenntnissätzen, um ihn schliesslich auch in den indefiniten Relativsätzen und den obliquen Sätzen wiederzufinden. Freilich, schon das Wort Wirklichkeitsferne wirkt abschreckend, und ich weiss ja auch, wie es solchen Neulingen zu ergehen pflegt; hätte es sonst aus Herm. Diels' Rede zum 3. August 1906 (Internationale Aufgaben der Universität) S. 24 lernen können und heisse jede Verbesserung des Ausdrucks willkommen. Aber der Begriff ist nun einmal da. Ich konstatiere mit Genugtuung, dass schon Delbrück für dieselbe Sache so ziemlich desselben Wortes sich bedienen musste, wenn er Vergleichende Syntax II S. 403 f. einen gewissen Gebrauch des Optativs dahin bestimmt, dass „der Gedanke des ἵνα-Satzes einer von der gegebenen Wirklichkeit entfernten Sphäre angehört", und später als „das eigentlich Bezeichnende für den [latein.] sog. Konj. Impf. die Entferntheit von der Wirklichkeit" hinstellt.[1]) Ähnlich gebraucht H. D. Müller, Zur Entwicklungsgeschichte des indog. Verbalbaus, 1890 S. 85 in zutreffender Bestimmung der Natur des Optativs die Wendung: die Aussage werde [durch die hier nicht anzugebenden Bildungsfaktoren] dem Reiche der

[1]) Vgl. auch Syntakt. Forschungen I S. 83. — Schon vor Jahrzehnten hat Herling, der eigentliche Begründer der durch Raph. Kühner ehemals zu einer gewissen Geltung gekommenen Lehre, dass die beiden Vorstellungsmodi Konj. und Opt. denselben Modalbegriff nur zeitlich differenzierten, der Opt. also ein Konj. Präter. sei, teils in älteren Schriften und namentlich in Vergleichende Darstellung der Lehre von Tempus und Modus, 1840, für seine eigenartigen Anschauungen sich den Ausdruck 'semot' geschaffen zur Bezeichnung etwa einer Abgeschiedenheit von der Gegenwart des Redenden, der einerseits die Indikative der Präterita, andererseits die Optative entflossen sein sollen. Und in demselben Sinne hat Fritsch in Kritik der bisherigen Tempus- und Moduslehre, 1838, einem gleichfalls tiefgründigen und nicht gerade bequemen Buch, von „(mit dem Redenden) zusammenstellenden" und „(vom Redenden) abschliessenden Beziehungs- oder Personenformen" gesprochen.

Wirklichkeit völlig entrückt.[1]) — Soviel zur Minderung des ersten Schreckens. Im übrigen sei hier, entsprechend der Andeutung beim Konjunktiv, nur angemerkt, dass, wenn anders wir mit Recht die ursprünglichste Anwendung des Optativs im Affektausdruck des Wunsches suchen dürfen, das lautliche Charakteristikum dieses Modus, ι oder ιη, sich vielleicht als ein Empfindungslaut[2]) deuten liesse, der die Eigenart dieser wirklichkeitsfernen Begehrung, die Ohnmacht zur Verwirklichung, zum Ausdruck brächte, also gleichsam als Sehnsuchtslaut. Das mögen Berufenere untersuchen, wenn es untersuchbar ist; aufklärbarer dürfte die weit aktuellere[3]) Frage sein, wie der Optativ zu den Personalendungen der Präterita gekommen sei; sie wird später berührt werden.

Zu Imperativ und Indikativ.

Die ihnen zugeschriebenen Grundcharaktere also sollen unsere Modi gleichermassen bewähren, mag der Ausspruch Ausdruck eines Begehrungs- oder eines Erkenntnisaktes sein, dergestalt dass wir diese beiden Diathesen (im Gegensatz zu einer verbreiteten Auffassung der psychologischen Modustheorieen[4]) lediglich als **Anwendungsgebiete** je desselben Modus (nicht als deren Ursprungsbegriffe, — vgl. o. S. 9), betrachten dürfen. Mit einem Vorbehalt freilich. Während Konjunktiv und Optativ (die Modi der Unzuversichtlichkeit [Ungewissheit] und der Wirklichkeitsferne [reinen Vorstellung]) ihre zwiefache Verwendung für Begehrungs- und für Erkenntnisakte lediglich durch deklamatorische Mittel kennzeichneten (was ja nicht wunderbarer erscheinen kann als die Verwendung derselben Modi in Aussage- und Fragesätzen bei nur verändertem Satzton), ist die von mir der Gewissheitsdiathese zugesprochene Modalstufe bei der allmählichen Ordnung des ursprünglich systemlosen Formenreichtums schon früh in zwei Sonderformen für den Willens- und den Erkenntnisakt, so zu sagen, auseinander getreten, vermutlich noch ehe von Modusunterschieden im späteren Sinne des Wortes hätte die Rede sein können. Selbst eines besonderen Moduszeichens entbehrend[5]), sind sie in diesen modalen Gegensatz erst durch das schärfere Hervortreten der konjunktivischen und optativischen Formen mit ihren eigenartigen Bedeutungsnuancen hineingezogen; als einzige Formen der Begehrungs- und Erkenntnisäusserung bedurften sie ja auch zur Kennzeichnung dieser Diathesen neben Ton und Gebärde keines weiteren Zeichens, und als sie allmählich auch formell sich schieden, geschah es durch andere Mittel als durch sog.

[1]) Dass er hinzufügt „werde zu einer blossen Fiktion“, kann allerdings in dieser Zusammenstellung nicht missverstanden werden, ergibt aber, absolut hingestellt, einen zwar für gewisse Anwendungen völlig zutreffenden, für andere aber nicht mehr verständlichen Grundbegriff. An das Wesentliche mich haltend, stehe ich seiner Auffassung der Optativbedeutung und ihrer Entwicklung ziemlich nahe, — übrigens ohne über die etymologische Deutung urteilen zu wollen; ich kann ihrer entraten, zutreffenden Falls aber auch mich mit ihr behelfen.

[2]) Wundt, Völkerpsychol., I Die Sprache, T. 2 S. 256, indem er die ‘Ausrufungssätze’ in Gefühls- und Wunschsätze scheidet: „Ein Wunschsatz ist immer zugleich ein Gefühlsausdruck: nur ist bei ihm der Gefühlsverlauf in einen Willensvorgang [ich würde Begehrungsvorgang sagen] übergegangen.“

[3]) Vgl. Delbrück, Vergl. Syntax II S. 350 nebst dem dortigen Citat aus Whitney.

[4]) Vgl. Beiträge II S. 3 ff., S. 12 ff.

[5]) Kühner-Blass, Ausf. Gram.[3] I 2 S. 41 (6) und 40 (3). Vgl. auch u. a. H. D. Müller, Entwicklungsgeschichte des indogerm. Verbalbaus S. 72 und Vogrinz, Gram. des hom. Dialekts, S. 134: „Der Imperativ als Modus des reinen Willens steht dem Indikativ am nächsten, bei ihm schiebt sich zwischen Stamm und Endung kein anderes lautliches Element. Sein Wesen äussert sich im Tone, mit dem das Begriffswort gesprochen wird. Er steht zu dem Vokativ beim Nomen als Seitenstück da.“ Auch Delbrück, Vergl. Syntax II S. 362 und Grundfragen der Sprachforschung (1901) S. 144: „Dass mit dieser Äusserung eine Anregung beabsichtigt war, wurde durch die Verbalform nicht ausgedrückt.“

Moduszeichen. Die Einzelheiten dieses Prozesses lassen sich nur stellenweise mit einiger Wahrscheinlichkeit verfolgen; man darf ein embryonales Bildungsstadium annehmen, in dem die Verbalformen überhaupt noch nichts weiter als die Verbindung eines Vorgangs mit einer Person bezeichneten und formell weder Tempus noch Modus anzeigten, dergestalt dass dieselbe Form, wie Thurneysen[1]) sagt, „je nach Umständen eine gegenwärtige Handlung, eine vergangene oder eine postulierte ausdrücken" konnte; Ton und Gebärde genügten zur Verdeutlichung in der gegebenen Situation. Diese gleichsam noch rudimentären Gebilde differenzierten sich durch verschiedene Sprachmittel mehr und mehr, je bewusster die Sprechenden sich der Sprache wurden. Von den spärlichen ältesten und echtesten Imperativformen ist es wahrscheinlich, dass auch sie noch infinitivartige Bildungen[2]) waren, die erst allmählich durch Verteilung auf die gramm. Personen, durch Zuziehung sog. Injunktivformen (unechter Konjunktive) und dgl. zu paradigmatischer Vollständigkeit ergänzt worden sind. Es kann nicht befremden, wenn die deutlichere Scheidung der Erkenntnisformen von den Willensformen, begünstigt durch die markante Tonschärfung jeder Willensäusserung, sich innerhalb der primären Modalstufe der Gewissheit verhältnismässig früh durchgesetzt hat, während späterhin beim Konjunktiv und Optativ, die den ehedem umfänglicheren Gebrauch des Imperativs einschränkten[3]), ein gleiches Bedürfnis der Differenzierung weniger hervortreten mochte oder doch nicht mehr so leicht zu befriedigen war, — eine Inkongruenz der Sprachentwicklung, die denn auch in meiner Modustafel zur Anschauung kommt. Immerhin ist auch solchem Bedürfnis noch einigermassen Genüge geleistet worden, indem die griechische Schriftsprache auch beim Konjunktiv und Optativ deren Anwendung im Erkenntnissatze besonders gekennzeichnet hat durch den Zusatz von *ἄν* (*κέν*)[4]). Denn welches auch Ursprung und Sinn dieser noch immer etwas geheimnisvollen[5]) Partikel sei, jedenfalls ist sie im Attischen zum äusseren Kennzeichen der 'kogitativen'[6]) Verwendung der beiden Modi geworden (was auch die Schüler erfahren müssen!), ohne deren modale Substanz irgendwie zu ändern[7]), — übrigens nicht ohne erklärbare Einschränkung in Ansehung des obliquen (auch indefiniten) Optativgebrauchs.

---

[1]) Der indogerm. Imperativ in Kuhns Zeitschr. für vergl. Sprachf. 27, 172 ff.

[2]) Vgl. Delbrück, Grundlagen der griech. Syntax S. 118 ff., bes. S. 119; Vergleichende Syntax II S. 352 ff., bes. S. 362. Brugmann, Gr. Gramm.³ § 405 nebst § 407 Abs. 2.

[3]) Vgl. Delbrück, Vergl. Syntax II S. 358.

[4]) Dass in späterer Zeit dieser Gebrauch wieder fakultativ wurde, deutet wohl darauf hin, dass die Volkssprache auf die alte homerische Freiheit in der Anwendung nie ganz verzichtet hatte.

[5]) Ich pflichte Brugmann bei, der Gr. Gramm.³ § 599 unter Zusammenstellung mit den Fragepartikeln lat. *an*, goth. *an* bemerkt: „Das Griechische lässt die anfängliche Bedeutung, die der Unzuversichtlichkeit des Redenden, noch am besten erkennen", — und bestimme meinerseits den Sinn der Partikel als Hinweis ins Unbestimmte, unbestimmte Nähe oder Ferne, womit ihre gesamte Verwendung (beim Konj., Opt., optat. Ind. und Fut.) gleichmässig getroffen wird. Vgl. auch H. D. Müller, Entwicklungsgesch. d. indogerm. Verbalb., der S. 75 diese indefinite Bedeutung aus etymologischen Beziehungen herleitet, über die ich nicht urteilen will. Die zutreffendste Übersetzung beim Konjunktiv, mit der man im Unterricht fast Wunder tun kann, ist 'etwa'. In Beiträge I S. 27 f. habe ich an drei Dutzend verschiedene Deutungen der Partikel zusammengestellt.

[6]) Wie man früher sich auszudrücken pflegte im Gegensatz zur 'voluntativen', die neuerdings unter englisch-amerikanischem Einfluss zu einer 'volitiven' befördert ist.

[7]) Vgl. schon Aken, Gr. Schulgramm. § 436 c; Grundzüge der Lehre von Tempus u. Modus § 33. Koch, Gr. Schulgramm. § 104, 3. Delbrück, Syntakt. Forsch. I S. 90 und S. 23 „*κέν* und *ἄν* haben nicht die Macht, den Gebrauch der Modi zu modificieren, sondern sind sprachliche Zeichen des modificierten Gebrauchs."

Hieraus ergibt sich die wegen ihrer Bedeutsamkeit schon betonte Tatsache, dass die Diathesen des Begehrens und Erkennens, wenn sie auch am frühesten sich wirksam erwiesen haben mögen zur Scheidung von Imperativ und Indikativ, doch im ganzen die Differenzierung der Modi nur in sekundärer Art beeinflusst haben. Wir dürfen also nicht allgemeinhin sagen, die Modi seien der sprachliche Ausdruck dieser psychischen Diathesen, sondern werden den überwiegenden Anteil an ihrer Entstehung in anderen fundamentalen Bestimmtheiten des Ausspruchs zu suchen haben. Hierfür können nur noch jene Beziehungen des ausgesprochenen Vorgangs zur Wirklichkeit in Betracht kommen, von denen S. 6 f. die Rede gewesen ist und in denen denn auch tatsächlich so zahlreiche Theorieen das Wesen der Modi gesucht haben bei grosser Verschiedenheit ihrer Formulierung im einzelnen. Nach dem heutigen Stande unseres Wissens von der Sprache, die uns nicht das Produkt einer fertigen Intelligenz, sondern Mittel und Erfolg der sich emporringenden und gestaltenden Vernunft ist, kann aber m. E. nicht mehr davon die Rede sein, dass eine bewusste Erkenntnis vom Verhalten des Satzinhalts zur Wirklichkeit in den Modi ursprungsmässig zum Ausdruck gekommen sei, als wäre in ihnen ein Urteil gleichsam eingekapselt, von dem man doch bislang noch keine lautliche Spur entdeckt hat. Vielmehr ist anzunehmen, dass die im Gegensatz zu dem primären imper.-indikativischen Status hervortretenden Wirklichkeitsbeziehungen erst durch Vermittlung eines psychischen Reflexes, indem sie entsprechende Empfindungszustände in der Seele auslösten, die Äusserung beeinflusst haben: der Sprechende konnte als lautliche Modifikation des Ausdrucks seiner Vorstellung nur äussern, was als Empfindung in ihm war. Daher denn auch die anfänglich grosse Mannigfaltigkeit und begriffliche Undeutlichkeit der formativen Elemente. Die Erkenntnis des Substrats solcher Empfindung setzt schon ein gewisses Bewusstsein der eigenen seelischen Affektion und eine gegenständliche Beachtung ihres Anlasses voraus.[1]) Erst in diesem Stadium erhöhten Selbstbewusstseins wird der eigentliche Denkinhalt, der logische Gehalt der Ausdrucksform allmählich herausgestellt, das Mannigfaltige der einzelnen Empfindungen im Bewusstsein zusammengefasst und so der einheitliche Gedankentypus gewonnen, der demnächst auch auf eine Vereinfachung der ihm zugrunde liegenden sprachlichen Gebilde mehr oder weniger zurückwirkt. Dem entspricht es, wenn in der weiteren Entwicklung der Sprache die urteilsmässige Ausdrucksweise mit analytischen Hilfsmitteln, hier den sog. Hilfsverben des Modus, die eigentlich modale zurückdrängt, so dass z. B. Begehrungen mit Vorliebe in der Form von Erkenntnissätzen ausgesprochen werden. Man hat nur zu oft darin gefehlt, diese moderne Auffassung auf die Frühzeiten der Sprachbildung zu übertragen. Es bleibe also bei der *διάθεσις ψυχῆς* des Apollonios Dyskolos, auch wenn wir sie in der Hauptsache nicht mehr unmittelbar auf Erkenntnis- und Begehrungsdiathesen beziehen.[2]) Ich nehme an, dass nicht klar erkannte, sondern — jedenfalls bei Konjunktiv und Optativ — nur dunkel empfundene Beziehungen des Satzinhaltes zur Wirklichkeit sich in den Modi spiegeln und äussern, und zwar ungefähr die in der Tabelle angedeuteten. Wieweit sie das Richtige treffen, wird die Fortsetzung der Untersuchung darzutun haben.

---

[1]) Wie es dazu kam? Ich glaube, Wundt äussert sich irgendwo dahin: das die erfüllte oder nicht erfüllte Begehrung begleitende Lust- oder Unlustgefühl sei die Basis, auf welcher das Bewusstsein des dem Vorgang selbst gegenübertretenden Affekts sich erhebt.

[2]) Vgl. Beiträge I S. 11 f., und über die späteren Schicksale der psychischen Diathese II S. 9 ff.

Soweit gelangt, können wir schon — und das empfehlen praktische Rücksichten — eine Art Definition des grammatischen Begriffs Modus geben, die zum Leidwesen der Logik allerdings keine völlig einheitliche sein kann: die Modusformen des Verbs bezeichnen in der Hauptsache das gefühlsmässig aufgefasste Verhältnis des Verbalvorgangs zur Wirklichkeit sowohl in Erkenntnis- wie in Begehrungssätzen (geschlossenen wie noch schwebenden); daneben haben in ihnen, angesehen die formelle Scheidung des Indikativs und Imperativs, auch die den Ausspruch tragenden Seelenvermögen des Erkennens und Begehrens einen Ausdruck gefunden. Die betr. Gefühlsdiathesen (Wirklichkeitsgewissheit, mangelnde Wirklichkeitsgewissheit, Wirklichkeitsferne) haben infolge allmählicher Verfeinerung der Gedankenbildung, namentlich auch durch die Ausgestaltung der Nebensätze, in manchen Anwendungen an ursprünglicher Sinnfälligkeit eingebüsst, so dass in diesen ihre Grundbedeutung nicht mehr so unmittelbar entgegentritt, wie in den mutmasslich ältesten Anwendungen. — Verlangt man noch einen umfassenden und die Modi von den etwa koordinierbaren Kategorieen des Verbalsystems abgrenzenden Artbegriff, so scheint die vorgetragene Auffassung mit der Ansicht Wundts im Einklang zu stehen (der uns leider beim Modusproblem fast ebenso sehr im Stich lässt wie Paul in der 2. Aufl. seiner Prinzipien der Sprachgeschichte), wenn er Völkerpsychologie I Die Sprache, T. 2 S. 196 die *Modi* bezeichnet als 'subjektive Zustandsbegriffe', im Gegensatz zu den *Genera verbi* als objektiven und den *Tempora* als relativen Zustandsbegriffen. Auch dass er S. 256 die Wunschsätze als Gefühlssätze erklärt, bei denen der Gefühlsverlauf in einen Willensvorgang übergegangen sei, bringt mich ihm nahe.

Was der Modus zu sein scheint.

Inzwischen dürfte es ohne besondere Erläuterung verständlich geworden sein, weshalb ich den Begehrungssatz vor den Erkenntnissatz zu stellen pflege: es kann aus psychologischen Gründen kaum zweifelhaft sein, dass man ihm auch entwicklungsgeschichtlich diesen Platz zuweisen muss; noch immer entwickelt sich im Menschen das Begehrungsvermögen vor dem Erkenntnisvermögen, selbstverständlich; in der ontogenetischen Entwicklung wiederholt sich nun aber die phylogenetische nach dem biologischen Grundgesetz. Deshalb scheint es mir auch so unzulässig, nach dem Vorgang der längst überwundenen logischen Theorieen aus der 'kogitativen' Verwendung eines Modus im Erkenntnissatze die 'voluntative' herzuleiten. (S. o. T. I S. 13; der 'präscriptive' Typus interessiert uns hier nicht.) Was wir heut über die Entwicklung der menschlichen Psyche zu wissen glauben, gestattet uns doch nicht mehr, wenn anders diese Entwicklung auch in der Sprache sich spiegeln soll, unmittelbare Begehrungsäusserungen auf Urteilssätze zurückzuführen. Wer das heut noch versucht und im gegebenen Fall für semasiologisch leichter erklärt, muss uns auch sagen, wie er sich die Entwicklung, z. B. eines Potentialis, also Möglichkeitsurteils, zum Wunschausdruck denkt, welcher der zahlreichen Wege, auf denen man seit einem vollen Säkulum derartige Umwandlungen sich hat vollziehen lassen, der seine ist, ob er gar einen neuen weiss zu den vielen, welche die Geschichte der Modustheorieen zu verzeichnen hat. Die weiss ja, zu welchen unnatürlichen Künsteleien die Anhänger der Kantischen Modalitätskategorieen, der ontologischen und anderer Grundbegriffe bei dieser Danaidenarbeit ihre Zuflucht genommen haben. Da wurde schon von G. Hermann der voluntative Gebrauch des Konjunktivs durch Ellipse eines regierenden Verbs erklärt, so, dass *ἴωμεν* eigentlich als (*ἄγε ἵνα*) *ἴωμεν*, — *τί φῶ*; als (*οὐκ οἶδα*) *τί φῶ* zu verstehen sei, und so sollte die *vis optandi* nicht im Optativ an sich liegen,

Vom genetischen Verhältnis der Begehrungs- und Erkenntnissätze zu einander.

sondern: was wir wünschen, halten wir für subjektiv möglich, und nur deshalb konnte λέγοιμι, eigentlich = *dicere possum* die *vis optandi* annehmen. Das war 1801 in *De emendanda ratione Graecae grammaticae.* 1829 sehen wir Bernhardy in seiner 'Wissenschaftlichen Syntax der gr. Sprache' ἴωμεν deuten als 'wir dürften unter gewissen Umständen gehen', und 1848 Wunder, 'Die schwierigsten Lehren der griech. Syntax', μὴ τοῦτο ποιήσῃς als 'wirst du dies wohl tun? nimmermehr — nämlich tue es', — der häufigen Zurückführung des optat. Wunsches auf einen elliptischen Bedingungssatz gar nicht zu gedenken. Noch 40 Jahre später erklärte H. D. Müller, dem wir feine syntaktische Kombinationen verdanken, auch bez. des Konj., in 'Der Indog. Sprachbau in seiner Entwicklung' S. 20 jenes selbige adhort. ἴω als eigentlich = 'ich gehe wohl, vielleicht, ich möchte wohl gehen' und μὴ πέσῃς als '(nimm dich in acht,) du könntest wohl gar fallen.' Und auf der 43. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vom Jahre 1895 hat Mutzbauer in seinem Vortrag 'Über das Wesen des Konjunktivs und Optativs im Griechischen' (Verhandlung S. 75) nachzuweisen gesucht, dass der Mensch erst 'von der Vorstellung der Erwartung zu der des Willens gelangt sei' und demnach den Gebrauch des Adhortativs so erklärt: „Da die Erwartung, welche eine Person von sich oder von sich und andern, auf die sie Einfluss habe, derselben als eine sicher in Erfüllung gehende erscheine, so werde aus: 'ich erwarte, dass wir alle folgen', der Satz: 'wir wollen alle folgen'.[1]) (Beim Optativ nimmt er allerdings umgekehrt den Wunsch als Urbedeutung an und leitet daraus die der Möglichkeit ab.) Dazu vergleiche man, um bis zum Jahre 1903 fortzuschreiten, der gegenwärtigen Arbeit T. I S. 12 Anm. 2, aus der ich aber den mir entschlüpften Ausdruck 'recht verjährte Erinnerungen' zurückziehe; es verjährt auf diesem Gebiete allerdings nichts. T. I meiner Beiträge ist voll von Einzelnachweisungen der soeben gekennzeichneten Methode, die auch zusammenhängender auf ihr Prinzip hin beurteilt ist S. 24 f., S. 47, S. 57 und S. 29 f. mit dem Bemerken, dass für den Prozess der Umwandlung eines Urteils in einen Affektausspruch namentlich zwei Wege in Anspruch genommen worden seien: entweder sollte er sich vollziehen von aussen, durch Ellipsen, oder von innen her, indem der angenommene logische Grundgehalt durch eine innere Entwicklung des Begriffs von selbst in einen psychologischen umspringe. S. 32 f. ist auch darauf hingewiesen, dass selbst die historische Sprachforschung in ihren älteren Vertretern ähnliche Wege gewandelt ist, wenn sie in dem optativischen Bildungsvokal ῑ oder ιε̄ ein Hilfsverb von der Bedeutung 'wünschen' oder 'gehen' zu finden glaubte und das wünschende φέροιμι deutete als 'ich wünsche oder gehe zu tragen'."[2])

Ich halte es also, um dieses Intermezzo zu schliessen, von der angedeuteten Grundanschauung aus mit Delbrück, wenn er (gegen Brugmann[3]) von den sog. beiden Grundtypen

---

[1]) Vgl. selbst Aken, Grundz. der Lehre von Temp. und Mod. (1861) § 42: „ferner kann ἴωμεν an sich nur heissen: 'ich erwarte, dass wir gehen'. Dass dies als Aufforderung zu fassen sei, bleibt dem Hörenden überlassen."

[2]) Ähnlich 1892 Hammerschmidt, 'Über die Grundbedeutung von Konjunktiv und Optativ und ihr Verhältnis zu den Temporibus' S. 38, im Anschluss an Benfeys Formenanalyse: „Der Optativ verbindet daher seinem ursprünglichen Wesen nach mit der Eigenschaft eines Präteritums die futurische Bedeutung. φέροις heisst also: du gingst zu tragen, du warst im Begriffe, du warst daran, auf dem Punkte zu tragen." Aus dieser Grundbedeutung sollen alle Gebrauchsweisen sich ergeben.

[3]) Es wäre höchst dankenswert, wenn ein Sprachforscher von so unvergleichlichem Wissen und dem entsprechender Autorität sich eingehender über seine Ansicht zu dieser prinzipiell wichtigen Frage äussern wollte, als es in der Anm. zu § 558 der Griech. Grammatik³ geschehen konnte. Sollte die Schlussbemerkung beim Konjunktiv (§ 557) etwa auch hier uns einen Weg weisen? Sie ist so weittragend, dass ich mich scheue, sie in exoterischen Kreisen zu verbreiten; ich fürchte den Zauberlehrling.

des Optativs (vgl. o. T. I S. 13; der 'präscriptive' Typus interessiert uns hier nicht) den 'wünschenden' als den ursprünglichen ansieht, den 'potentialen' als hieraus abgeleitet, oder wie ich von meinem Standpunkt aus sagen muss, für eine spätere Anwendung. Denn auch das halte ich für unangängig, einen Erkenntnissatz durch allmähliche Umwandlung aus einem Begehrungssatz entstehen zu lassen, wie es Delbrück[1]) versucht hat. Das Erkenntnisvermögen ist doch wohl keine blosse Verfeinerung oder sonstige Evolution des Begehrungsvermögens, sondern — unbeschadet seiner Anregung durch jenes — etwas Neues, der Art nach von ihm Verschiedenes, einer jener Sprünge in der Entwicklung, welche die Evolutionstheorie ja auch in den Organismen mehr und mehr anerkennt.[2]) Dann ist aber auch der Erkenntnissatz schwerlich als eine Metamorphose des Begehrungssatzes anzusehen; das Umgekehrte freilich will mir noch viel weniger zu Sinnen. Aber die Frage, wie in aller Welt Konjunktiv und Optativ gleichermassen im Begehrungssatz und im Erkenntnissatz verwendbar geworden seien, ist seit lange zu einer Kardinalfrage für die Modisten geworden, und je nach ihrem Standpunkt haben sie in der einen oder in der andern Diathese die Grundbedeutung dieser Modi gesehen und aus ihr die andere herzuleiten versucht. Seit mehr als hundert Jahren bemüht man sich um dieses den älteren Grammatikern unbekannte Problem mit vielem Scharfsinn und doch im ganzen wenig veränderten Auskunftsmitteln, jede neue Theorie ziemlich unbekümmert um die Kunstgriffe ihrer Vorgänger und deren Schicksale. Selbst die Koryphäen der grammatischen Wissenschaft haben sich der leidigen Alternative nicht entziehen können. Wir sahen (T. I S. 12) Brugmann mit der morphologischen Einheit unserer Modi auch ihre syntaktische verneinen, indem er darauf hinwies, dass die sog. Optativformen schon in der Zeit der indogerm. Urgemeinschaft als Ausdruck des Wünschens und Könnens dienten, zweier Begriffe, die innerlich wenig mit einander zu tun hätten. Ganz mit Recht, vom Standpunkt der üblichen Fragestellung. Zwischen dem Ausdruck des Wünschens (im Sinne des unmittelbaren Wunschaffektes) und des Könnens liegt eben die ganze Kluft, welche Begehren und Erkennen von einander trennt; noch keiner hat sie befriedigend überbrückt, wie unentwegt auch viele kluge Köpfe sich darum bemüht haben, — selbst Delbrück[3]) nicht. Oder hat wirklich einer von ihnen auch nur annähernd den *consensus grammaticorum* gewonnen für seine Bemühungen, den konjunktivischen oder den optativischen Begehrungssatz in einen Erkenntnissatz zu verwandeln, oder gar im Widerspruch zu aller psychobiologischen Wahrscheinlichkeit das umgekehrte Kunststück fertig zu bringen? Erkennen wir an, dass mit Erkennen und Begehren an sich die Substanz der beiden Modi wenig zu schaffen hat, dass ihre charakteristischen Merkmale andern Diathesen entstammen, und haben Erkenntnis- und Begehrungsäusserung auch zu eben diesen keine notwendige Beziehung, sondern eigenartige, nichtmodale Ausdrucksmittel, so ist das künstliche Band gelöst: die im Gefühl der Unzuversichtlichkeit vollzogene Synthese von Subjekt und Prädikat kann nun eben so gut von einem Begehrungsakt wie von einem Erkenntnisakt getragen sein, und gleichermassen kann das Gefühl der Wirklichkeitsferne eine Begehrungs- wie eine Erkenntnisäusserung begleiten und modalisch affizieren.

[1]) S. o. T. I S. 12.

[2]) Vgl. Beiträge II S. 26, auch I S. 51.

[3]) Zuerst schon 1871 in Der Gebrauch des Konj. und Opt. im Sansk. und Griech., besonders Kapitel III; in Die Grundlagen der griech. Syntax, 1879, S. 116 hat er seine Aufstellungen allerdings etwas eingeschränkt, aber in Vergleich. Syntax der indogerm. Sprachen II S. 351 sie doch 'leidlich bewährt' gefunden. Ausführliches darüber siehe Beiträge II S. 20—26.

Nachweis der substanziellen Bedeutungen der Modi in ihren Anwendungen.

Ich werde mich ja wohl nicht des Verdachtes zu erwehren haben, dass ich, nur um ein unbequemes Problem auszuschalten, fast neue modale Unterschiede erklügelt habe. Jener Vorteil ist nur ein nützliches Nebenprodukt, das namentlich auch dem Unterricht zugute kommen mag. Für den reicht es ja aus, die behaupteten Diathesen der Modi überall als wesentliche Merkmale oder Determinanten der Aussprüche, wenn auch nur empirisch, nachzuweisen, womit immerhin ein ihr ganzes Herrschgebiet übersichtlich abgrenzendes und, wofern unsere Grundbegriffe beanspruchen dürfen für sprachliche[1]) zu gelten, für Kernbegriffe, ein ihren gesamten Gebrauch durchleuchtendes Prinzip gewonnen wäre. Die Wissenschaft aber erlässt uns nicht viel. Sie wird auch so von der Hypothese fordern, dass sie die ganze successive Gebrauchsabfolge der einzelnen Modi, wenn auch nicht mit historischer Sicherheit in allen Einzelheiten nachweise (was unmöglich bleibt), so doch im allgemeinen genetisch zu ordnen und ihr gesamtes Gebrauchssystem als organische Entwicklung glaubhaft zu machen wisse; vgl. o. S. 11. Es gilt also die verschiedenen Erscheinungsformen jeder postulierten Modusidee, wie sie unter dem Einfluss einzelner Satzarten sich gestaltet haben, nach ihrem inneren Zusammenhange möglichst lückenlos darzustellen. Damit tritt die Untersuchung aus dem engen Gehege des Modusproblems in das weite Gebiet der Satzlehre, der Satzentwicklung, der Sprachentwicklung über. Es kann nicht anders sein: die Modi sind eben nichts für sich Seiendes, sind nur Determinationen des Ausspruchs, Momente des Satzes, — womit wir auf die T. I S. 17 entwickelte Auffassung des Problems zurückgreifen. Wir möchten also wissen, in was für Aussprüchen besagte Modaldiathesen zuerst zwingender hervorgetreten sind, wie sich von hier aus ihr Verwendungsgebiet erweitert, ihre sinnfällige Grundbedeutung vergeistigt hat und womöglich die ganze Abfolge ihrer Gebrauchsentwicklung überschauen, — selbstverständlich keine Aufgabe für eine bescheidene Skizze. Diese muss sich auf die Hervorhebung der massgebenden Gebrauchstypen beschränken, wobei es meinen Zwecken schon genügt zu zeigen, dass die Entwicklung so oder so habe vor sich gehen können, um später an der Darstellung bzw. Aufklärung der schwierigsten Nebensätze, der konditionalen und indefiniten, meine Grundanschauungen zu bewähren.

Imperativ, Indikativ und Konjunktiv.

Über den Imperativ habe ich in diesem Sinne nach dem bereits Gesagten, abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen, nichts Besonderes zu sagen; seine Funktion ist eine einfache geworden. Vom Indikativ gilt fast dasselbe. Seine Anwendung in den bedingenden Sätzen, die zu so wunderlichen und gekünstelten Deutungen geführt und sogar die Formulierung seines Grundbegriffs öfter verwirrend beeinflusst hat, kann erst bei den Bedingungssätzen erörtert und von scheinbaren Schwierigkeiten befreit werden; der sog. irreale Indikativ ist selbstverständlich beim Optativ zu behandeln. Übrigens wird die diathetische Eigenart beider Modi durch ihren Gegensatz zu der anderer noch des öfteren erläutert werden.

Die Konjunktivdiathese in den einzelnen Gebrauchstypen.

Für den Konjunktiv liegt die bezeichnete Aufgabe immerhin leichter als für den Optativ. Zwar den Sinn des ihm zugesprochenen Grundbegriffs (Unzuversichtlichkeit, Ungewissheit, auch Unbestimmtheit) genauer zu begrenzen, können wir uns nicht ersparen, obwohl er (bisweilen in derselben Fassung, häufiger in einer verwandten; ich erinnere nur, um in Gegenwartsnähe zu

[1]) Vgl. T. I S. 19.

bleiben, an Vogrinz und H. D. Müller) schon lange genug eine Rolle in den Modustheorieen spielt; andernfalls würde darunter doch der eine dieses, der andere jenes denken. Aber die Gleichartigkeit der psychischen Diathesen in seinen verschiedenen (volitiven und kogitativen) Anwendungen leuchtet hier doch von vornherein eher ein als beim Optativ, wo gewisse Gebrauchsweisen nicht so ohne weiteres der einheitlichen Grundformel sich zu fügen scheinen. Gibt doch auch Brugmann, der uns Gr. Gramm.[3] § 552 angesichts der in den Konjunktivbildungen erkennbaren morphologischen Verschiedenheiten die Aufstellung einer einheitlichen Grundbedeutung verschränken möchte, § 554 zu: „Nur das lässt sich feststellen, dass die verschiedenen Gebrauchstypen alle von uridg. Zeit her einen Hinweis auf Zukünftiges, noch nicht in Erscheinung Getretenes enthielten.“ Ein wertvolles Zugeständnis, dem gegenüber die morphologischen Verschiedenheiten für unsere Zwecke nicht ins Gewicht fallen, wenn wir auch die futurische Natur des Modus nicht unmittelbar als Kernbegriff nutzen können. Das Futurische ist gewiss die ursprünglichste Betätigungssphäre der konjunktiven Diathese, aber nicht deren Substanz (denn für unsere reinlicher geschiedene Auffassung ermangelt die zeitliche Anschauung der modalen Bestimmtheit, sie würde Wunsch und Willen nicht auseinanderhalten); es ist auch ihre weiteste Sphäre und doch für den ganzen Gebrauch zu eng, denn das Indefinite umfasst es nicht zwanglos nach seinem ganzen Umfang. (Plat. symp. 216 c *δραπετεύω οὖν αὐτὸν καὶ φεύγω, καὶ ὅταν ἴδω, αἰσχύνομαι τὰ ὡμολογημένα,* — nur Künstelei findet hier etwas Futurisches heraus). Der geschickte Versuch, das futurische Charakteristikum des Konjunktivs psychologisch zu gestalten, indem man ihm den Begriff der Erwartung substituierte (z. B. Koch, Gr. Gramm. § 104, Kühner-Gerth, Ausf. Gramm.[3] II 2 § 390,2) befriedigt auch nicht vollkommen: dieser ist, anderer Inkongruenzen zu geschweigen, gleichermassen zu eng, und unterrichtlich besonders deshalb bedenklich, weil er auch das Futurum selbst umspannt und von diesem, auch im attischen Gebrauch[1]), doch wieder nur durch den Gegensatz von Gewissheit und Ungewissheit geschieden werden kann. Das Merkmal der Unzuversichtlichkeit (mangelnden Wirklichkeitsgewissheit), durch welches sich der Konjunktiv in allen seinen Anwendungen von der Sicherheit und Bestimmtheit des Imperativs und Indikativs unterscheiden soll, ist nicht nur primärer, sondern auch umfassender. Dass es in allen einzelnen Gebrauchsweisen gleich deutlich hervortrete, ist natürlich nicht zu erwarten, namentlich nicht in allen Willenssätzen, da gerade hier der Konjunktiv sprachgeschichtlich mit dem Imperativ vielfach verwachsen ist. Blicken wir aber aufs Ganze, so dürfen wir doch sagen, dass das auf Verwirklichung gerichtete Begehren, der Wille, im Konjunktiv sichtlich nicht mit demselben Gefühl sofort wirksamer Betätigung und unfehlbarer Sicherheit wie im Imperativ sich äussert.[2]) Denn im sog. Hortativ, der Form der Selbstaufforderung, die allerdings häufigst auch den oder die Angeredeten in die eigene Entschliessung einbezieht, bekundet sich genau genommen nicht ein bereits fertiges Wollen, sondern der sich erst gestaltende und zum Durchbruch kommende Wille. Der richtige Befehl (und das ist unverflacht eine ‘Übereignung’!) *ἐλθέ, ἴθι* ist schon so gut wie Wirkung, ist schon eine Tat, die Entschliessung *ἴωμεν* aber immer nur erst Vorbereitung einer solchen, mag sie

---

[1]) Vgl. *ἐὰν τοῦτο γένηται* = ‘falls dies geschehen sollte’ und *εἰ τοῦτο γενήσεται* = ‘wenn dies geschehen soll’, *εἰ τοῦτο ποιήσετε* = ‘wenn ihr dies tun wollt!’

[2]) Vgl. Delbrück, Vergleich. Syntax II S. 358 „Gewöhnlich ist wohl der Imperativ so gemeint, dass der Eintritt der Handlung unmittelbar erwartet wird.“

auch noch so affektvoll und energisch erscheinen; übrigens s. u. Die hierin erkennbare Minderung der Selbstgewissheit lässt derselbe Typus in Frageform, die Unentschlossenheitsfrage (sog. *conj. dubitativus* oder *deliberativus*) noch deutlicher hervortreten, sofern der Sprechende die Vervollständigung seines unfertigen Wollens[1]) erst von sich selbst (in einer Art Selbstgespräch) oder gar erst vom Angeredeten (aber auch hier nicht als ein entschiedenes Gebot!) erwartet. Im letzteren Falle geht die Unschlüssigkeitsfrage schon über in eine wirkliche Frage nach dem Willen des andern, sagen wir in eine Willensfrage, was der häufige Zusatz *βούλει, βούλεσθε* ganz deutlich macht, die natürlich sich nun auch auf eine 3. Person beziehen kann (auch auf eine wirkliche, nicht nur eine die 1. Person durch *τὶς* ersetzende), so dass sich folgende Stufung ergibt: 1) Soph. OC. 828 *οἴμοι τάλαινα, ποῖ φύγω;* (wohin fliehen?) *ποίαν λάβω θεῶν ἄρηξιν ἢ βροτῶν;* Ai. 403 *ποῖ τις οὖν φύγῃ; ποῖ μολὼν μενῶ;* 3) Xen. mem. 1, 2, 36 *Μηδὲ σὺ διαλέγου νεωτέροις τριάκοντα ἐτῶν. Μηδ' ἐάν τι ὠνῶμαι, ἔφη, ἢν πωλῇ νεώτερος τριάκοντα ἐτῶν, ἔρωμαι* (verlangst du, dass ich nicht einmal frage), *ὁπόσου πωλεῖ;* (Il. 1, 150 *πῶς τίς τοι πρόφρων ἔπεσι πείθηται Ἀχαιῶν;*) Dem. c. Androt. § 64 *εἶτα ταῦθ' οὗτοι πεισθῶσιν ὑπὲρ αὑτῶν σε ποιεῖν;* (und da sollen diese Leute noch glauben, dass). Dazwischen steht 2) der Übergangsfall Od. 15, 509: Telemach hat die Gefährten aufgefordert in die Stadt zu gehen, der fremde Theoklymenos frägt *πῇ τ' ἄρ' ἐγώ, φίλε τέκνον, ἴω; τεῦ δώμαθ' ἵκωμαι;* worauf jener ihn zum Haus des Eurymachos weist; Plat. Lys. 216a *Φῶμεν ἄρα τὸ ἐναντίον τῷ ἐναντίῳ μάλιστα φίλον εἶναι; Πάνυ γε,* — Fälle, in denen die eigene Unschlüssigkeit sich mit dem Appell an den Willen des andern verbindet und somit der Übergang aus der Unschlüssigkeits- in die Willensfrage sich vollzieht, die im 3. Typus schon rein vorliegt. Wie das unbeschadet der primären Dubitativbedeutung habe geschehen können, diese Frage hat Verlegenheit bereitet[2]): in jenem *εἶθ' οὗτοί σοι πεισθῶσιν;* scheint es mit der Unschlüssigkeit des Sprechenden, mit seinem unfertigen Willen nichts mehr zu sein. Aber dieser Schein trügt: tatsächlich ist es auch hier der Sprechende selbst, der unschlüssig ist (oder doch so tut), wie er sich die Sache denken soll, wie er, wie man, wie die *οὗτοι*, mit denen er sich identifiziert, hier noch 'glauben sollen'. Immerhin hat der Dubitativ damit doch sein Gebiet um einen Schritt erweitert; denn das Ergebnis dieser kaum merklichen Entwicklung ist für die schlichte, praktische Auffassung der nicht fein analysierenden Sprachgenossen schliesslich doch dies: aus einem Ausdruck meiner Unschlüssigkeit, was ich tun will, ist der Modus zum Ausdruck meiner Ungewissheit geworden, was ich tun soll.[3]) Auf ähnliche Art mag der Willenskonjunktiv im geschlossenen

[1]) Vgl. die Definition der Frage o. S. 11 Anm. 1.

[2]) Bäumlein, Untersuch. über die griech. Modi, S. 181 ff. (und anscheinend im Anschluss an ihn Kühner-Gerth, Ausf. Gram.³ § 394, 6 S. 222) will den Konjunktiv in Stellen wie Dem. c. Andr. § 64 aus der Überlegung der besprochenen Person (*οὗτοι*) herleiten: es werde im Namen anderer gefragt und deren Frage *εἶτα πεισθῶμεν* in die 3. Person umgesetzt, — eine Erklärungsweise, die allerdings zutrifft auf Stellen wie Xen., mem. 1, 2, 23 *ὁρῶ σε ἀποροῦντα, ποίαν ὁδὸν ἐπὶ τὸν βίον τράπῃ*, deren B. übergenug anführt, aber nicht auf die vorliegende, in der keinerlei obliques Verhältnis angedeutet ist Dass auch die angezogenen Stellen mit indef. Subjekt *τὶς* als Analogieen für die Erklärung nicht ausreichen und nur erst den Weg zur vorliegenden Anwendung des Dubitativs bahnen, habe ich oben im Text angedeutet.

[3]) Analysieren wir ausnahmsweise die dubitative Frage noch etwas genauer, so verhält sich die Sache folgendermassen. Ich kann mit meiner Unschlüssigkeit ganz bei mir selber bleiben, so dass der etwaige Gesprächsteilnehmer dabei als Helfer noch gar nicht in Betracht kommt: *ποῖ φύγω*; 'wohin fliehen?' — oder ich erwarte wirklich von ihm die Lösung meiner Unschlüssigkeit (*φῶμεν οὕτως ἢ μὴ φῶμεν*; Xen. Cyrop. 2, 4, 8 *Ἦ καὶ ἐγώ, ἔφη,*

(nichtfragenden) Satze von der 1. Person auf die andern, vielleicht sogar unter Mitwirkung seines Erfolgs in der Frage, sich verbreitet haben, im Griechischen freilich in sehr beschränktem Masse; vgl. S. 26. Aber gehen wir weiter. Denselben Eindruck des sich erst noch entwickelnden (verlaufenden) und insofern auch weniger wirkungsgewissen Wollens (fast möchte ich die von Delbrück, Vergl. Syntax II S. 14 f. für die Aktionsarten gewählten, von Brugmann sehr entschieden empfohlenen Bezeichnungen 'punktuell' und 'kursiv (verlaufend)' auch auf modale Diathesen anwenden, wie ja überhaupt modale und temporale Differenzierungen sich mehrfach berühren) macht, am Imperativ gemessen, der sog. Prohibitiv: der eine Bewegung erst hervorrufende imperativische Antrieb (*εἰπέ*) kommt zu sofortiger (punktueller) Wirkung, sobald er, mechanistisch gesprochen, den 'toten Punkt' überwunden hat, wogegen das prohibitive Zurückhalten noch nicht vorhandener, nur etwa zu erwartender Bewegung (*μὴ εἴπῃς*), durativ verläuft und die Wirkung eben vom weiteren Verlauf des Kräftespiels abhängt;[1] dort wird also auch das Gefühl grösserer Wirkungsgewissheit vorhanden sein als in diesem Stauungsprozess. Ebenso aber wie der 'Antrieb' muss die Hemmung bereits vorhandener Bewegung aufgefasst werden: auch sie wirkt sofort und momentan (sobald einmal 'die lebendige Kraft' überwunden ist). Also: *μὴ δάκρυε* 'weine nicht weiter', aber *μὴ δακρύσῃς* 'fange nicht an zu weinen', — ein Zurückdrängen noch nicht aktueller, erst sich an-

---

εἴπω ὅτι γιγνώσκω; Καὶ ὁ Κυαξάρης ἐκέλευσεν.), so ist in dieser auf Beantwortung ausgehenden Frage ein Zwiefaches zu unterscheiden: 1. das im Konjunktiv sich äussernde unfertige Wollen, 2. die durch ernst gemeinte Frage erfolgende Inansprnchnahme des andern, und damit ist die reine Unschlüssigkeitsfrage durch die Situation zugleich zur Willensfrage geworden, welche in dem Angeredeten ein Wollen anzuregen und eine Willensäusserung ihm abzulocken sucht. Dabei bleibt der Konjunktiv auch im übrigen seinem eigentümlichen Charakter durchaus treu: er erfragt nicht einen entschiedenen Befehl, sondern nur eine Willensrichtung oder -anregung. Die Modalform der Frage will der Antwort ja immer ihren Weg weisen (vgl. o. S. 14), wie Plat. rep. 8, 566 d der Frage *Διέλθωμεν δή;* die Antwort *Διέλθωμεν* genau entspricht, und leg. 800 b der Frage *Κείσθω δὲ νῦν ἡμῖν ταῦτα τῷ λόγῳ;* die imperativische Antwort *Κείσθω,* — natürlich ein seltener Fall; denn in 1. Person lässt sich ein selbstgewisses Wollen, eine imperativische Entscheidung mangels einer 1. Person des Imperativs überhaupt nur in analytischer Form (*τί με κελεύεις ποιῆσαι;*) erfragen, was auf den Ausdruck in 2. und 3. Person zurükwirkt. Dass aber die imperativische Frage in 2. Person, natürlich nur im abhängigen Verhältnis, denkbar ist, zeigt die bekannte Formel der Umgangssprache *οἶσθ' ὃ δρᾶσον;* (neben *ὃ μὴ δράσῃς*), *weis du was du tuo?* wo *ὃ* als indirektes Fragewort anzusehen ist. — Übrigens gewinnt aus der obigen Darlegung nun auch jenes *τί πάθω;* (s. o. S. 14 Anm. 1) noch eine neue Beleuchtung. Eine Unschlüssigkeitsfrage liegt darin sichtlich nicht vor; wohl aber lässt es sich als Willensfrage auffassen, wobei die Frage ganz allgemein auch an das Schicksal gerichtet sein kann, und so, nicht futurisch, mag das spätere Sprachgefühl den Konjunktiv aufgefasst haben. Immerhin ist zu bedenken, dass die höhere Einheit des Konjunktivsinns so scharfe Grenzen zwischen volitiver und futurischer Bedeutung schwerlich immer ziehen liess. Hier liegen wirklich manchmal beide noch ineinander; die subtile Scheidung zwischen 'was soll' und 'was wird geschehen' tragen wir von unserm Standpunkte aus leicht in die fremde Sprache hinein; man prüfe darauf hin z. B. sogar Thuk. 2, 52 *ὑπερβιαζομένου γὰρ τοῦ κακοῦ οἱ ἄνθρωποι, οὐκ ἔχοντες ὅτι γένωνται, ἐς ὀλιγωρίαν ἐτράποντο,* — der zahlreichen homerischen Stellen ohne Negation ganz zu geschweigen, in denen (wie Il. 3, 282) die Entscheidung zwischen volitiver und futurischer Bedeutung subjektiv bleiben wird.

[1]) Mit dieser Auffassung, dass das positive Gebot zunächst von grösserer Selbstgewissheit des Wollens bei Voraussetzung sofortiger Wirkung getragen gewesen sei als das zunächst vielleicht nur als Verhütung gedachte Verbot, würde es ganz wohl vereinbar und vielleicht gar als Bestätigung meiner Ansicht über die Imperativdiathese anzusprechen sein, wenn Delbrücks Vermutung (Grundlagen der griech. Syntax S. 120) zutrifft, dass „wahrscheinlich der Imperativ ursprünglich nur der positiven Aufforderung diente." Dazu vgl. jetzt auch Vergleich. Syntax II S. 358 und Brugmanns Gr. Gram.[3] § 563 nebst der Bemerkung § 555, 2a, dass im Rigveda das Verbot regelmässig durch mā mit dem Injunktiv des Aorists ausgedrückt erscheint.

kündigender und vorbereitender Bewegung, das ich jener Hemmung gegenüber als Verhütung bezeichnen möchte; vgl. Plat. Apol. 20e καί μοι, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, μὴ θορυβήσητε 'fanget nicht an zu lärmen', nachher aber stets μὴ θορυβεῖτε 'lärmet nicht weiter (wieder)'; Il. 24, 560 ff. μηκέτι νῦν μ' ἐρέθιζε, γέρον, . . . τῷ νῦν μή μοι μᾶλλον ἐν ἄλγεσιθυμὸν ὀρίνῃς 'reize mich nicht länger . . . wecke nicht meine Leidenschaft auf'. Auf die Kasuistik aller Aktionsarten des Verbalvorgangs kann ich hier natürlich nicht eingehen und nur die nächstliegenden berücksichtigen; im allgemeinen kann man sagen: μή c. imper. praes. hemmt die Fortsetzung, μή c. conj. aor. verhütet das Eintreten des Vorgangs. Selbstverständlich erscheinen so primitive Unterschiede später, nach dem Masse wie die Sprachäusserungen an Sinnfälligkeit einbüssten, vielfach verwischt, — bekanntlich das Schicksal auch einzelner Synonyma. Diesem sind eben auch die beiden Prohibitivformen nicht ganz entgangen, deren scheinbar launenhafte Sondergestalt übrigens eines der berufeneren Rätsel der griechischen Modussyntax bildet,[1]) — auch der Imperativ nicht, der ja durch die Aufnahme von Injunktivformen[2]) und die Bildungen auf τōθ (φερέτω) sein syntaktisches Gebiet erweitert hat. Aber dass er auch der Bitte dient, würde nicht gegen den postulierten Kernbegriff geltend zu machen sein. Denn auch die Bitte kann vollkommen selbstgewiss sein oder doch (suggestiv!) sich so geben (Il. 21, 74 γουνοῦμαί σ', Ἀχιλεῦ, σὺ δέ μ' αἴδεο καί μ' ἐλέησον), und nur darauf kommt es hier an, nicht auf den Namen, welchen die Grammatiker dem Modus des selbstgewissen Begehrungsausspruchs *a potiori* gegeben haben. „Der Imperativ diente von urindogerm. Zeit her dazu, eine andere Person zu einer Handlung anzuregen,[3]) und zwar drückte er jegliches Verlangen vom schroffen Befehl bis zur flehentlichen Bitte aus.“ (Brugmann, Gr. Gramm.³ § 563.) Das gilt nicht nur für die homerische, sondern auch für die spätere Gräcität[4]) (Χαῖρε!), mag auch die attische Urbanität deutlichere Wendungen (mit analytischen Ausdruckshilfen) dem nur deklamatorisch als Bitte gekennzeichneten Imperativ vielfach vorgezogen haben. In Übereinstimmung übrigens mit meiner Grundauffassung, dass im Imperativ ein unmittelbar wirksames und somit selbstgewisses, im Konjunktiv ein nicht so zuversichtliches[5]) und durativ verlaufendes Wollen sich ausspricht, steht es auch, wenn eine Aufforderung an die 2. Person sich nicht leicht in der Form des Konjunktivs äussern mochte (bekanntlich auch nicht bei 3. Person, auf die ich hier nicht näher eingehe; nehmen wir an, sie sei der stärkeren Hand gefolgt). Auf die anwesende, angeredete Person konnte eben eine sofortige Einwirkung, sei es des Befehls, sei es der Bitte erfolgen; das Wollen des Sprechenden selbst dem Angeredeten gegenüber erscheint als ein fertiges, nicht erst sich entwickelndes (wie in 1. Person), es trägt kein duratives Moment in sich (wie bei der Verhütung), und das mochte dem Sprachgebrauch im Griechischen die Richtung geben für nächst-

---

[1]) Vgl. übrigens Delbrück, a. eben g. O. „Es scheint mir also, dass die Bevorzugung des Imperativs im Präsensstamme und des Konjunktivs im Aoriststamme keinen logischen, sondern einen historischen Grund hat“, und die Modifikation dieser Ansicht Vergl. Syntax II S. 364. Jedenfalls scheint mir die historische Entwicklung des Sprachgebrauchs im Einklang mit dem natürlichen Gefühl für den Unterschied von Konjunktiv- und Imperativdiathese erfolgt und dadurch begünstigt worden zu sein.

[2]) Vgl. Brugmann, Gr. Gramm.³ § 563, 404 ff.; Delbrück, Vergl. Syntax II S. 357.

[3]) Vgl. Delbrück, ebenda S. 358.

[4]) Kühner-Gerth, Gr. Gramm.³ II 1 § 397, 1.

[5]) Als der 'leichtere' oder 'schwächere' Willensausdruck gegenüber dem Imperativ ist der Konjunktiv ja vielfach angesprochen worden, z. B. von Aken, Grundzüge der Lehre von Tempus und Modus § 42, — von Masius, Gebrauch des Konjunktivs in unabhängigen Sätzen bei Homer, S. 22, 24.

liegende Situationen. Für wesentlich anders geartete, in denen die Einwirkung auf den Angeredeten sich dem Sprechenden in unsichere Ferne rückte, lag der Optativ als Modus des machtlosen Begehrens zu nahe, als dass er hier nicht in wirksame Konkurrenz hätte treten können, was im Griechischen auch geschehen ist. Immerhin haben sich auch von konjunktivischer Willensäusserung in 2. auch 3. Person Spuren erhalten,[1]) selbst attisch in dem bekannten Soph. Phil. 300 *φέρ', ὦ τέκνον, νῦν καὶ τὸ τῆς νόσου μάθῃς*, der Auffassung nach kaum verschieden von einem 'wohlan, lass ich jetzt auch dich von dem Leiden hören'. Und fehlten sie uns, so müssten wir sie den abhängigen Finalsätzen (*ἐρῶ, ἵνα εἰδῇς*) entnehmen; Delbrück, Gebrauch des Konjunktiv und Optativ im Sanskr. und Griech., S. 20: „Dass ein solcher Gebrauch des Konjunktivs im älteren Griechisch nicht unerhört war, ist ganz zweifellos, nicht sowohl wegen der gleichen Verwendung im Sanskrit, als weil im Griechischen in Hauptsätzen mit *μή* und in Relativ- und Konjunktionssätzen der auffordernde Konjunktiv sehr häufig ist." *Πάντα ῥεῖ*. Indessen es ist Zeit diese Abschweifung zu schliessen, die hauptsächlich den Zweck hatte zu zeigen, dass ich den von mir für den Konjunktiv vorgeschlagenen Grundbegriff der Unzuversichtlichkeit selbst nicht als dessen Wesen wissenschaftlich voll erschöpfend ansehe; schon für das Syntaktische wird man im Gegensatze zu der 'punktuellen' Diathese des Imperativs den anscheinend auch formativ bedeutsamen Begriff des Durativen (s. u.), einer verlaufenden Diathese, zu Hilfe nehmen oder auf ihn zurückgehen müssen, um in die Gebrauchstypen ganz einzudringen. Übrigens glaube ich bei meiner auf ganz anderem Wege gewonnenen Grundanschauung des volitiven Konjunktivgebrauchs dem nahe gekommen zu sein, was Delbrück Vergl. Syntax II S. 374 zusammenfassend sagt: „Der Konjunktiv bezeichnet den Willen des Redenden. Er unterscheidet sich von dem Imperativ dadurch, dass er eine Absicht ausdrückt, deren Verwirklichung unter gewissen Umständen erfolgend gedacht wird." Vgl. auch S. 367.

Zum Thema zurückkehrend, bleibt mir nur noch übrig, der unabhängigen Befürchtungs- und Warnungssätze zu gedenken wie Od. 5, 356 *ὤμοι ἐγώ, μή τίς μοι ὑφαίνῃσι δόλον αὖτε ἀθανάτων.* Plato Gorg. 462e *μὴ ἀγροικότερον ᾖ τὸ ἀληθὲς εἰπεῖν.* Dass bei ihnen von imperativischer Selbstgewissheit nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand.

Die durch die Haupttypen der selbständigen Willenssätze, auf welche die abhängigen zurückzuführen sind, verfolgte Bedeutung des Konjunktivs[2]) trifft die typischen Fälle, welche für Eintritt und Befestigung des Modus in diesen Sätzen entscheidend geworden sind. Kasuell ist dadurch nicht ausgeschlossen, dass der den Ausspruch tragende Willensaffekt so lebhaft sein kann, dass er das begleitende Gefühl der Nicht-Gewissheit zurückzudrängen, sogar zu verdunkeln vermag, wie etwa in dem Abwehrsatz Il. 1, 26 *μή σε, γέρον, κοίλῃσιν ἐγὼ παρὰ νηυσὶ κιχείω*, dessen Drohung an Energie nichts zu wünschen lässt, freilich noch unbeschadet der tatsächlich verbleibenden Unsicherheit bezüglich der Wirkung. Eine wirkliche Verdunkelung mag leicht beim Hortativ eintreten; denn auch der Entschluss kann auf sofortige Ausführung sich richten und so sehr wohl zu einiger Selbstgewissheit sich erheben, womit der Hortativ in das Gebiet des Imperativs eindringt, dessen Formenbestand ergänzend;[3]) sehr bezeichnend wird derartigen Konjunktiven

[1]) Vgl. Kühner-Gerth, Ausf. Gramm.³ II 1 § 394 Anm. 2, und Brugmann, Griech. Gramm.³ § 555, 1 b, der es als sehr zweifelhaft hinstellt, dass in diesen Fällen ein uralter Gebrauch der 3. Sg. bewahrt sei.

[2]) Vgl. dafür auch Kühner-Gerth, Ausf. Gramm.³ II 2 § 397 Anm. 1 Abs. 1.

[3]) Vgl. Brugmann, Gr. Gramm.³ § 555, 1 a und § 563 „Nur Sache der Verabredung ist es, ob man auch die 1. Personen des voluntativen Konjunktivs ... Imperative nennt oder nicht."

ein imperativischer Zusatz wie ἄγε, ἄγετε, φέρε u. dgl. gegeben als Exponent der modifizierten Bedeutung, und begreiflicherweise bei 1. Person Sing. sogar überwiegend: Soph. Phil. 1452 φέρε νῦν στείχων χώραν καλέσω. 539 ἐπίσχετον, μάθωμεν. Il. 22, 450 δεῦτε, δύω μοι ἕπεσθον, ἴδωμ', ὅτιν' ἔργα τέτυκται. 4, 418 ἀλλ' ἄγε δὴ καὶ νῶι μεδώμεθα θούριδος ἀλκῆς. — Noch einmal: alles fliesst! Und doch müssen wir in diesem flüssigen Element Grenzscheiden ziehen; denn die Einsicht, dass neue Nuancen des Gedankens mit den gegebenen Formen in einen partiellen Konflikt geraten können, der so oder so entschieden werden muss (man spricht dann wohl von Launen der Sprache), kann nicht den Anfang grammatischer Erkenntnis bilden.

Im ganzen also scheint die dem Konjunktiv untergelegte Grundidee, die wir aus den Tiefen des Sprachtriebes zu schöpfen versuchten, für die verschiedenen Typen konjunktivischer Willenssätze mindestens so zutreffend zu sein wie irgendeine andere der oft nur äusserlich abstrahierten Grundformeln; den Erkenntnissätzen dürfte sie noch williger sich anpassen. Hier tritt der Konjunktiv dem Indikativ am verständlichsten zur Seite in seinem alten futurischen Gebrauch, und dass dessen Charakteristikum gegenüber der Gewissheitsdiathese des indikativischen Futurums, einer späteren Errungenschaft, eine gewisse Unzuversichtlichkeit des Sprechenden (Il. 1, 262 οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι. 24, 551 πρὶν καὶ κακὸν ἄλλο πάθησθα. 6, 459 καί ποτέ τις εἴπησιν ἰδὼν κατὰ δάκρυ χέουσαν.), demnächst auch Unbestimmtheit des Ausspruchs selbst (6, 455 ἀλλ' οὔ μοι Τρώων τόσσον μέλει ἄλγος ὀπίσσω . . . ὅσσον σεῦ, ὅτε κέν τις Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων δακρυόεσσαν ἄγηται.) bildet, ist so unverkennbar, dass man mit vollem Recht von dem oft potentialen Sinn dieser futurischen Konjunktive gesprochen hat[1]); vgl. Verbindungen wie Od. 4, 692 ἄλλον κ' ἐχθαίρῃσι βροτῶν, ἄλλον κε φιλοίη, genau: 'wird er etwa lieben, mag er etwa hassen', Il. 18, 307 ἀλλὰ μάλ' ἄντην στήσομαι, ἤ κε φέρῃσι μέγα κράτος, ἤ κε φεροίμην 'entweder wird er wohl den Sieg davontragen, oder ich möchte ihn d.'. Ganz zutreffend heisst es bei Kühner-Gerth, Ausf. Gramm.[3] II 2 § 394, 2: „Während aber das Futur mit objektiver Bestimmtheit die Zeitstufe der Zukunft im Gegensatze zur Gegenwart des Sprechenden zum Ausdruck bringt, entbehrt der Konjunktiv seinem modalen Charakter entsprechend der zeitlichen Bestimmtheit [noch mehr freilich der assertorischen], indem er nur die subjektive Erwartung ausdrückt, dass eine Handlung sich verwirklicht." Beweisend ist aber auch folgende naheliegende Erwägung. Wenn auf einer früheren Stufe der intellektuellen Entwicklung naturgemäss nur das Angeschaute und Gegenwärtige (demnächst auch das einmal gegenwärtig Gewesene) das Wirkliche und Gewisse war, — wofür ja auch allerlei sprachliche Zeugnisse sprechen: ὁρᾶν, ὤρα, bewahren, gewahren, wahr nehmen, Gegenwart (das ἄντην ἰδεῖν), wahr (wie besonders in: wahr und wirklich, etwas wahr machen, so wahr ich lebe, fürwahr u. dgl. m.) — so ist klar, dass die Ungewissheit des Erkennens und Urteilens zuerst dem Zukünftigen gegenüber zum Bewusstsein und zum Ausdruck kommen musste. „Zögernd kommt die Zukunft her-

[1]) Z. B. H. D. Müller, Zur Entwicklungsgeschichte des indog. Verbalbaus S. 85 und ö.; Syntax der Griech. Gramm. für Gymn. von Lattmann und Müller § 71, 1 und Anm. 1, und besonders Masius, Über den Gebrauch des Konjunktiv in unabhängigen Sätzen bei Homer, 1885, der die potential-futurische Bedeutung des Modus zur Grundlage seiner ganzen (!) Gebrauchsentwicklung macht, übrigens S. 3—14 an zahlreichen Stellen den Wahrscheinlichkeitssinn des Konjunktivs gegenüber dem Gewissheitssinn des Futurs und dem Möglichkeits [besser: Denkbarkeits]sinn des optat. Potentialis durch eingehendere Gedankenanalysen nachweist; S. 18 bezeichnet er den Konjunktiv als „Modus einer der Wirklichkeit schon recht nahe stehenden Potentialität".

gezogen", — sie ist es, der gegenüber auch die Erkenntnis sich gehemmt fühlen und zögern musste. So hätte denn die Zukunft zunächst nicht einen erkenntnismässigen und temporalen Ausdruck gefunden, sondern einen gefühlsmässigen, modalen; nichts ist wahrscheinlicher! Gewisse Abweichungen von dem psychischen Grundcharakter des Konjunktivs sind natürlich auch für seinen kogitativen Gebrauch anzuerkennen. Die allmähliche Umgestaltung und Entwicklung der Anschauung des Zukünftigen musste ja zweifellos sich am Konjunktiv selbst vorbereiten, um schliesslich in die Neubildung eines indikativischen Futurs ausmünden zu können. Und so werden uns denn nicht beirren können Fälle wie Il. 1, 324 *εἰ δέ κε μὴ δώησιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι ἐλθὼν σὺν πλεόνεσσι*, was gewiss nicht potential gemeint ist, sondern als Ausdruck drohender Entschlossenheit, oder Il. 3, 417 *σὺ δέ κεν κακὸν οἶτον ὄληαι*, oder 1, 205 *ἀλλ' ἔκ τοι ἐρέω, τὸ δὲ καὶ τελέεσθαι ὀίω. ᾗς ὑπεροπλίῃσι τάχ' ἄν ποτε θυμὸν ὀλέσσῃ*, — gleichfalls kräftige Drohungen. Diese und ähnliche Stellen sind zu beurteilen wie oben S. 27 der energischere Hortativ: der Affekt des Sprechenden legt der Situation entsprechend in den Ausspruch eine Nuance hinein, die nicht in der Verbalform selbst liegt;[1]) diese besagt nichts anderes als: 'ich gedenke sie mir selber zu holen' (was ja sehr drohend gesprochen werden kann), — 'von dir aber ist zu erwarten, dass es dir dann übel ergehe', — 'es lässt sich erwarten, dass er sein Leben einbüssen wird', — worin immerhin ein genügendes Mass objektiver Nicht-Gewissheit enthalten ist. Und ebenso wenig beweisen Stellen wie *οὐκ ἔσσεται οὐδὲ γένηται*, in denen der futurische Konjunktiv sich mit dem indikativischen Futur verbindet, irgend etwas für eine im Konjunktiv an sich liegende Selbstgewissheit: diese Verbindung korrigiert oder schattiert eben nur den Konjunktivsinn, wie wenn wir sagen, bald: 'das will und werde ich durchsetzen', bald: 'das wird und soll nie geschehen'. Man hat also auch kein Recht in Fällen wie Il. 1, 184 *τὴν μὲν ἐγὼ σὺν νηί τ' ἐμῇ καὶ ἐμοῖς ἑτάροισι πέμψω, ἐγὼ δέ κ' ἄγω Βρισηίδα*, oder 11, 431 *σήμερον ἢ δοιοῖσιν ἐπεύξεαι Ἱππασίδῃσιν . . . ἤ κεν ἐμῷ ὑπὸ δουρὶ τυπεὶς ἀπὸ θυμὸν ὀλέσσῃς*, — Od. 4, 240 *πάντα μὲν οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω*, — 12, 383 *δύσομαι εἰς Ἀίδαο καὶ ἐν νεκύεσσι φαείνω* (ich gedenke zu scheinen), 16, 437 *οὐκ ἔσθ' οὗτος ἀνὴρ οὐδ' ἔσσεται οὐδὲ γένηται* den Konjunktiv gar für zuversichtlicher als das Futur anzusehen.

Solche Nuancierungen stehen also mit dem Grundbegriff nicht in Widerspruch. Wir haben ja auch beim Gebrauch des Konjunktivs in Erkenntnissätzen nicht an ein richtiges Zweifeln zu denken, nicht einmal an einen Potentialis im groben Wortsinn der Möglichkeitsaussage, sondern eben an das, was die Übersetzungen 'ich denke zu tun, es lässt sich erwarten, dass er tut' etwa besagen. Gemeint ist demnach jene Unzuversichtlichkeit oder Nicht-Gewissheit, die ursprünglich allem gegenüber sich geltend machen musste, was nicht der Anschauung angehört oder angehört hat (womit auch schon der Gebrauch in den indefiniten und sog. Wiederholungssätzen der Gegenwart getroffen wird), dessen Realisierung noch hinausgerückt ist, — eine Nicht-Gewissheit, die der Unfertigkeit der Handlung selbst entspringt und demgemäss objektiv begründet ist. Der imperativische Ausspruch wird durch diese Charakteristik nur scheinbar mit betroffen: sein Ursprungsgesetz ist „So er gebeut, so steht es da", also die 'punktuelle' Diathese sofortiger Verwirklichung, — nicht ein Wort bloss, sondern fast schon eine Tat. Ich bezeichnete oben den Imperativ, auf das Gebiet der Mechanik hindeutend, als Ausdrucksform des Antriebs und der Hemmung; dem gegenüber erschienen Entschluss (Unschlüssigkeit), Aufforderung und Verhütung als verlaufende und nur vorbereitende Aktionen. Nun, auf den futurischen

[1]) Vgl. u. S. 34 Anm.

Konjunktiv im Sinne erkenntnismässiger Mitteilung eines Vorhabens (ich nenne das Willensaussage im Gegensatz zur Willensaffektäusserung; s. u.! *ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι* 'ich gedenke zu nehmen, will nehmen') trifft das erst recht zu: hier schiebt sich zwischen Willensauftrieb und in Aussicht stehender Ausführung noch ein Erkenntnisakt, dergestalt, dass der gesamte Vorstellungsverlauf sich noch mehr verlangsamen mag. Und blicken wir gar auf die rein futurische Aussage (futurische Erkenntnisaussage im Gegensatz zur Willensaussage, — *καί ποτέ τις εἴπῃσιν*[1]) 'mancher wird dann (wohl) sagen'), so tritt bei dieser noch nicht zu indikativisch-futurischer Sicherheit durchgedrungenen, noch in Entwicklung begriffenen Erkenntnis die Diathese der Unzuversichtlichkeit aufs deutlichste zutage.

Zur Kritik.

Dieser Terminus 'Unzuversichtlichkeit' betont nun ja allerdings den Gegensatz zur Selbstgewissheit des imperativ-indikativischen Ausspruchs mehr als das gleichfalls bedeutsame Moment der verlaufenden psychischen Diathese; deshalb traf er auch nicht alle vorgeführten Gebrauchstypen mit gleicher Schärfe. Die diese Schwäche nicht verschleiernde Untersuchung hat erkennbar gemacht, dass der Gegensatz zwischen den beiden ersten Modalstufen kein völlig einfacher ist. Dem Indikativ gegenüber ist der Konjunktiv als Modus einer noch nicht zuversichtlichen Erkenntnis wohl zutreffend genug charakterisiert; dem Imperativ gegenüber zeigte sich die entsprechende Formel öfter als interpretationsbedürftig. Meine Prüfung des Grundbegriffs an den Gebrauchstypen wies denn auch schon auf jenen zweiten Gegensatz hin: auf den des feststehenden bezw. 'punktuellen' und der verlaufenden ('kursiven') psychischen Aktion, die den festen Stand der imperativ-indikativischen Diathese noch nicht gewonnen hat. Geht man von diesem Gegensatz, der namentlich im Gebiet der Begehrungsäusserungen sich bemerkbar machte, als dem möglicherweise ursprünglicheren aus, so läge es nahe, den Imperativ und Indikativ als Ausdruck eines feststehenden, den Konjunktiv als den eines noch in der Entwicklung begriffenen, sagen wir noch schwebenden Willens- bezw. Erkenntnisaktes zu charakterisieren. Der Ausdruck 'feststehend' würde mit seiner sinnfälligen Grundanschauung die Bedeutung des Gewissen und Sicheren vereinen, der Ausdruck 'schwebend' den etwas zu straff und eng gefassten Grundbegriff 'noch unzuversichtlich' ein wenig lockern. Ich habe diesen Gedankengang, der in die Genesis[2]) der beiden Diathesen zurückstrebt, in der Modustafel durchschimmern lassen in dem soeben unterstrichenen 'noch'. Im übrigen habe ich der Versuchung zu dieser Neuerung widerstanden; es geht auch ohne sie. Und für den Unterricht vollends würde eine solche Grundformel des Konjunktivs zu abstrakt und zu unbestimmt sein, sie müsste doch auf Schritt und Tritt durch Bestimmteres ersetzt werden. Zwar bin ich keineswegs der Ansicht, dass die Schüler in der Moduslehre allewege mit den Grundbegriffen operieren sollen; das wäre höchst unpraktisch. Vielmehr müssen sie die Modi von vornherein in den Satzarten kennen lernen und in ihre konkreten Gebrauchstypen mit Hilfe der guten alten Termini wie Hortativ, Dubitativ, Prohibitiv, futurischer Konjunktiv[3]) usw. eingeführt werden. Aber seiner Zeit sollen sie auch hinter diesen eine gemeinsame Diathese spüren und einen höheren Stammbegriff, um demnächst in die schwierigeren Fälle der Anwendung ohne Haarspaltereien einzudringen und in scheinbare Ausnahmen bei der

---

[1]) Die kasuelle Annäherung an *ὥς ποτέ τις ἐρέει* berührt, wie soeben gezeigt, nicht das Prinzip.

[2]) Vgl. die Ausführungen o. S. 9.

[3]) Den kennen allerdings nur wenige unserer Schulgrammatiken!! Vgl. T. I S. 8.

Lektüre sich leicht hineinzufühlen, — um nicht einem blinden Regeldogmatismus zu verfallen, — um schliesslich auch ihren wissenschaftlichen Sinn zu entwickeln. Öffnen wir ihnen also hierzu den Weg, so müssen wir doch zu schwer Vorstellbares, das der Phrase verfallen würde, ihnen fern halten. So musste denn in der Wahl des Hauptmerkmals für den Konjunktiv eine mässige Inkongruenz in den Kauf genommen werden. „Alle kurz zusammenfassenden Bezeichnungen, sagt Delbrück von eigenen, haben ihre Schattenseite.“ Überdies muss ja jede Wissenschaft sich Kunstausdrücke gefallen lassen, bei denen etwas mehr gedacht werden soll, als der grobe, manchmal sogar mehrdeutige, Wortsinn verrät. Wir brauchen eben handliche Träger auch merkmalreicher Begriffe, wie solche die menschliche Sprache von Urbeginn allerwege geschaffen hat, und können mit Begriffsbündeln, um die man die Sprache der Chemie beneiden mag, nicht fortwährend operieren, namentlich auch nicht im Unterricht, müssen nur dafür sorgen, so ein Schlagwort mit dem rechten Begriffsinhalt auch wirklich zu erfüllen.

Bezeichnungen der alten Grammatiker.

Es mag nahe liegen, zur Vergleichung mit unsern Ansichten die Modusbenennungen der alten Grammatiker heranzuziehen, die damit doch auch das Wesen der Sache zu bezeichnen bestrebt waren. Der Imperativ hat der relativen Einfachheit seines Wesens seinen im wesentlichen zutreffenden Namen zu verdanken. Auch der Optativ ist — zwar begrifflich zu eng, aber doch gemäss seiner sinnfälligsten und vermutlich ursprünglichsten Anwendung — *a potiori* passend benannt worden. Der geläufigste Name des Indikativs ὁριστική würde sogar uneingeschränktere Anerkennung verdienen, wenn man ihn nicht entsprechend dem lateinischen *indicativus* als Aussagemodus schlechthin, als ἀποφαντική, verstehen wollte, sondern im Sinne des lateinischen Nebennamens *definitivus* als den Modus bestimmter Aussage.[1]) Dem würde dann der ältere Name des Konjunktivs διστακτική, d. i. Modus der Ungewissheit, gar nicht übel entsprechen,[2]) während

---

[1]) Vgl. Apollonios, De constructione III 19 (p. 244 Bekker): ἡ μὲν γὰρ καλουμένη ὁριστικὴ καλεῖται καὶ ἀποφαντική, was ihm mit Recht als zu allgemeine Bezeichnung dünkt; ἰδίας μέντοι ἐννοίας ἔχεται ἡ ὁριστική. διὰ γὰρ ταύτης ἀποφαινόμενοι ὁριζόμεθα. ἔνθεν γὰρ καὶ οἱ καλούμενοι διαβεβαιωτικοὶ σύνδεσμοι καὶ ἔτι αἰτιολογικοὶ συντείνουσιν ἐπὶ ταύτην. Und ähnlich scheint Diomedes zu empfinden, wenn er I p. 328 P sagt: *Finitivus (= Definitivus) modus est, cum quasi definita et simplici utimur expositione.* Durch denselben Gegensatz des Bestimmten und Unbestimmten ist der Aorist zu seinem Namen gekommen (Apollon., De adverbio p. 534, 30), die 3. Person zur Bezeichnung ἀοριστούμενον πρόσωπον (De constructione II 5 p. 101, 14), der Artikel in ὁ νικήσας (= ὅστις ἂν νικήσῃ) στεφανώσεται zu der eines ἀοριστῶδες ἄρθρον (De construc. I 34 p. 68, 17) und das indefinite Relativ in ὃς μεθύει, βλάπτεται zu der eines ἀόριστον μόριον (De adverbio p. 532, 3; 582, 30).

[2]) Apollonios verwarf diesen Namen allerdings (De constr. III 28, p. 264 ff.), indem er die zweifelnde Bedeutung des Konjunktivs gerade wie die apotelestische oder wie die potentiale des Optativs als eine Wirkung der hinzutretenden Partikel ansah, während er doch anderwärts ein richtiges Verständnis dafür verrät, dass diese die Bedeutung der Verbalform nicht ändern kann. Ich habe die Schwierigkeiten und Inkonsequenzen, welche ihm der Konjunktiv verursachte, Beiträge I S. 12 dargelegt, ohne seine Auffassung des in den konjunktivischen Verbindungen enthaltenen διστασμός genauer zu erörtern. Jedenfalls erkannte er, dass diese Ungewissheit sich teils auf solche Handlungen bezieht, deren Sein, teils auf solche, deren Erreichung man sich als zukünftig vorstellt. Kühnast, Die Repräsentation im Gebrauch des sog. apotelestischen Konjunktivs, kam Kap. 5 in einer Untersuchung dieses Punktes S. 82 zu dem hier immerhin interessierenden Ergebnis: „Apollonius nimmt also als Wurzelvorstellung vom Konjunktiv die Annahme eines noch Unentschiedenen, . . . eine Vorstellung, die man nur positiv auszudrücken braucht, um die Bedeutung des Abwartens der Entscheidung, die sog. „Aussicht auf Entscheidung“ zu gewinnen . . . diese Unentschiedenheit wird nach der intuitiven [kogitativen] Seite als ὡς ἐσομένου πράγματος, nach der voluntativen als ὡς τελεσθησομένων πραγμάτων bezeichnet.“ Freilich wusste Apollonios hiermit den adhortativen Gebrauch des Konjunktivs (τὰ ὑποθετικά) nicht zusammenzubringen und ging für dessen Erklärung seltsame Wege.

die Schiefheit seiner Bezeichnung als ὑποτακτική, mag er auch am frühesten und meisten von allen Modi im Satzgefüge seine Verwendung gefunden haben,[1]) doch auf der Hand liegt; der auch vorkommende Name ἐπηρμένη wird von den Grammatikern auf die Dehnung der Form gegenüber dem Indikativ bezogen.

Bedeutsame Bildung der Konjunktivform?

Sehr wertvoll wäre es natürlich, könnten wir die der postulierten Konjunktivbedeutung zu grunde liegende psychische Diathese in den Formen des Modus selbst wieder finden. In dieser Richtung lässt sich angesichts der morphologischen Verschiedenheit der Konjunktivbildungen allerdings nichts Bestimmtes aussagen, obschon ich betonen muss, dass diese *in abstracto* eine Einheitlichkeit der Grundbedeutung nicht von vornherein ausschliessen würde; es könnte auch hier mehrere Wege zu gleichem Ziel geben. Immerhin stellen diese Bildungen gegenüber den zugehörigen Indikativformen sich fast durchgehends als deren Erweiterungen dar, sei es durch Anfügung eines thematischen Vokals an konsonantisch auslautende Indikativstämme (ἴμεν zu ἴομεν), sei es durch Verlängerung des Vokals der kurzvokalischen Indikativstämme (φέρομεν, φέρετε zu φέρωμεν, φέρητε), sei es durch analoge Bildungen bei langvokalischen Indikativstämmen (θήομεν, δώομεν, θήῃς, δώωσι, δώησι). Und so wird man wohl trotz der Verschiedenheit dieser Verlängerungsmittel, unter denen schliesslich die vokalische Dehnung am charakteristischsten hervorgetreten ist,[2]) die Möglichkeit offen halten dürfen, dass in diesen Formen durativer Prägung der zögernde Charakter eines der Wirklichkeit bezw. Wirkung sich noch nicht sicher fühlenden Ausspruchs sich ausdrücke und sein lautliches Symbol gefunden habe.)[3])

Denkbare Abfolge der Gebrauchstypen.

Das Bedürfnis nach einer Ausdrucksform für ein unzuversichtliches Wollen und Erkennen vorbezeichneter Art erscheint so natürlich, dass man keinen zwingenden Anlass hat, einen dieser beiden Gebrauchstypen aus dem andern herzuleiten.[4]) Jeder erklärt sich selber genügend: der eine lässt sich unmittelbar als Modifikation des imperativischen Begehrungs-, der andere als eine des indikativischen Erkenntnissatzes verstehen, auch ohne dass wir ihre chronologische Abfolge kennen. Aber die Frage, welcher der beiden Grundtypen des Konjunktivgebrauchs der ursprünglichere sein mag und wie der andere sich zu ihm verhalte, vielleicht aus ihm sich entwickelt habe, ist uns bereits so zur Gewohnheit geworden, dass wir zu ihr Stellung nehmen müssen, und sie ist, wenn auch didaktisch entbehrlich, doch wissenschaftlich unumgänglich, vgl. o. S. 11 und 22. Nun, dann wird man aus den oben erörterten psychologischen Gründen geneigt sein, die volitive Anwendung als die ältere anzunehmen; denn dass das noch nicht Seiende eher zum Objekt des Begehrens als des Erkennens geworden ist, lässt sich kaum bezweifeln. Dass heisst also, die Vorstellung des Zukünftigen wäre aus dem Begehren geboren; an die erfahrungsmässige Erfüllung oder Nicht-

---

[1]) Delbrück, Vergl. Syntax II, S. 367.

[2]) Vgl. Kühner-Blass, Ausf. Gramm. der gr. Spr.[3] § 207,4.

[3]) Semasiologisch abfinden könnte ich mich auch mit H. D. Müller, Zur Entwicklungsgeschichte des Idg. Verbalbaus, der S. 73 ff. in dem ᾰ der Konjunktivbildung ein Pronominaladverb indefiniter Bedeutung erkennt, aus dem er den futurischen und den sog. iterativen Sinn des Konjunktivs unschwer ableitet, während er seine voluntative Verwendung hier ganz beiseite lässt. Obschon sein Hinweis auf Idg. Sprachbau und s. Entw. (1879) diese Lücke nicht schliesst (vgl. o. S. 20), so halte ich sie doch für auch in M's. Sinn nicht unausfüllbar; aber eine rein symbolische Deutung des konjunkt. Formencharakters scheint mir natürlicher, und die feinen etymologischen Kombinationen M.'s sind immerhin zu wenig gesichert.

[4]) Vgl. Kühner-Gerth, Ausf. griech. Gramm.[3] II 2 § 390, 3.

erfüllung der Begehrung und der daraus sich ergebenden Lust oder Unlust knüpfte sich wieder und wieder — nicht als eine Umwandlung dieser Affekte, sondern als Betätigung einer selbständigen Grundkraft der Seele — deren Bewusstwerden: das Zukünftige ward ein Gegenstand des Erkennens. Dieser Prozess müsste sich zunächst an der 1. Person Sing. vollzogen haben, indem dem Ausdruck des Willensaffektes, speziell der Entschliessung, die Aussage der bewusst gewordenen, erkannten Entschliessung ohne weiteres zur Seite trat: zu *ἄγε δὴ ἕλωμαι τὴν κούρην* 'nehme ich mir das Mädchen' wäre *ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι* 'ich will sie mir nehmen' getreten, zu *μή μιν ἐγὼ μὲν ἵκωμαι ἰών* 'gehe ich nicht zu ihm' ein *οὐκ ἄν ἐγώ μιν ἵκωμαι* 'ich will nicht zu ihm gehen'. Ich habe schon oben das eine Affektsäusserung, das andere Erkenntnisäusserung des Willens (Willensaussage) genannt. So nahe stehen sich beide, dass oft nur der Zusatz von *κέν* oder *ἄγε* oder die Art der Negation eine sichere Entscheidung ermöglicht — wie denn auch die Erklärer öfters schwanken, z. B. Il. 22, 130, 418, 450; 23, 71.[1]) Und war so einmal, zunächst im Gebiete der Selbsterfahrung an eigener Erstrebung, das Zukünftige der Erkenntnis zugänglich geworden, so konnte diese natürlich nicht dauernd an ein derartiges Substrat gebunden bleiben. Als Übergang mag man Stellen nutzen, an denen das Wollen sich zum Nichthindernwollen, zur Konzession abschwächt, wie Il. 9, 701 *ἀλλ' ἤτοι κεῖνον μὲν ἐάσομεν, ἤ κεν ἴῃσιν ἤ κε μένῃ*, oder Od. 1, 396: Telemach legt zwar Wert auf die Königswürde, aber er konzediert den andern *τῶν κέν τις τόδ' ἔχῃσιν, ἐπεὶ θάνε δῖος Ὀδυσσεύς. αὐτὰρ ἐγὼν οἴκοιο ἄναξ ἔσομ' ἡμετέροιο.* — Und dann weiter: wie *ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι* auch als ein — natürlich nicht wirklichkeitsgewisses — 'ich gedenke (werde) sie mir selber zu nehmen' verstanden werden kann, so muss schon rein futurisch verstanden werden Il. 1, 262 *οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι*, oder gar 22, 505, wo Andromache klagt *νῦν δ' ἂν πολλὰ πάθῃσι φίλου ἀπὸ πατρὸς ἁμαρτών*, — womit denn der Übergang dieser Gedanken- und Redeform auch auf die 2. und 3. Person (Il. 24, 550 *οὐδέ μιν ἀνστήσεις, πρὶν καὶ κακὸν ἄλλο πάθησθα*, Worte des den Priamus tröstenden Achill, 11, 387 *οὐκ ἄν τοι χραίσμῃσι βιὸς καὶ ταρφέες ἰοί*, und das häufige *καί ποτέ τις εἴπῃσιν*) vollends frei gelegt war unter den oben berührten Einschränkungen des Gebrauchs.

So also mag man sich etwa die Abfolge der Gebrauchsentwicklung in unabhängigen Sätzen vorstellen. Auf die Nebensätze gehe ich hier noch nicht näher ein. Der volitive Gebrauch hat sich uneingeschränkt erhalten in den abhängigen Dubitativfragen, den Befürchtungs- und Finalsätzen, unter denen die indikativischen (mit Ausnahme der irrealen im optativischen Indikativ) und die im Konjunktiv mit *ἄν* natürlich nicht ursprüngliche Willenssätze, sondern ursprüngliche Erkenntnissätze[2]), teils fragende, teils aussagende, sind, deren Gedanke nur den materiellen Wert eines Finalsatzes hat. Der futurische Gebrauch wurde im Atticismus aus den Hauptsätzen verdrängt, teils durch den temporalen und selbstgewissen Zukunftsausdruck des Futurs, teils auch durch den echten[3]) Potentialis, ist aber später auch in der Literatursprache wieder aufgetaucht, — anscheinend ein Zeichen dafür, dass eine Unterströmung der Sprechsprache ihn nicht ganz ver-

---

[1]) Vgl. z. B. Masius, Über den Gebrauch des Konjunktivs in unabhängigen Sätzen bei Homer, 1885. S. 7.

[2]) Vgl. Delbrück, Konjunktiv und Optativ im Sanskr. u. Griech. S. 85; Kühner-Gerth, Ausf. Gramm. II 1 § 399, Anm. 2 und § 553 Anm. 2.

[3]) Darüber beim Optativ!

loren hatte. Erhalten hat er sich dagegen (archaistisch bisweilen sogar ohne ἄν) in gewissen Nebensätzen, nämlich in den bedingenden, und zwar nach seinem ursprünglichen Sinn zur Bezeichnung noch ungewisser und dunkler Zukunft (wobei der durchgreifende Unterschied zwischen ἐάν m. d. Konjunktiv uns εἰ m. d. Ind. Fut. höchst charakteristisch ist, vgl. o. S. 23, Anm. 1), und in den ihnen verwandten indefiniten Relativsätzen, einschliesslich der adverbialen, bei abstrakterer und dadurch etwas modifizierter Bedeutung: die (individuelle) Ungewissheit wird hier zur (generellen) Unbestimmtheit, womit lediglich jene andere Seite des Gegensatzes zum Indikativ, besser Definitivus (ὁριστική), herausgekehrt wird, auf welche u. a. schon S. 9 hingewiesen ist. Davon wird bei den Bedingungssätzen gehandelt werden; hier nur diese Andeutung: ist der Indikativ der Modus anschaulicher Gewissheit, so ist der Konjunktiv der Modus einer Ungewissheit, wie sie teils dem (individuell) Zukünftigen zukommt, teils dem Generellen und Abstrakten.

Ergebnis. Man wird diese Stufung der Gebrauchsentwicklung, dieses Beispiel einer möglichen Abfolge der sich erweiternden und verfeinernden Anwendungen des Modus nicht dahin missverstehen, als ginge ich zuguterletzt in das Lager derjenigen über, welche die Substanz des Konjunktivs in der Willensaffektäusserung suchen und aus dieser durch innere Umwandlung neue Denkformen, nämlich urteilenden Charakters, sich entwickeln lassen. Es lag mir im Gegenteil daran, zunächst an diesem Modus zu zeigen, dass es zur Erklärung der Erscheinungen einer so weitgreifenden Hypothese ebenso wenig bedarf wie der freilich noch weniger annehmbaren, welche umgekehrt den volitiven Gebrauch aus dem kogitativen, den Begehrungssatz aus dem Erkenntnissatz herleitet, — dass vielmehr, von der Spaltung des Gewissheitsmodus abgesehen, Begehren und Erkennen überhaupt nicht die konstitutiven Potenzen, also auch nicht den Bedeutungskern der Modi bilden, sondern nur Anwendungsgebiete[1]) derselben sind, wobei natürlich nicht beiderlei Anwendungen sofort gleichzeitig aufgetreten zu sein brauchen. Von diesem nicht willkürlich gewählten, sondern m. E. durch beobachtete Erscheinungen und berechtigte psychologische Erwägungen nahe gelegten Standpunkte aus sind wir mancher Nöte und Künsteleien enthoben. Wir brauchen weder zu fragen: wie ist der *potentiale* Sinn des Konjunktivs in dessen ursprüngliche Willensbedeutung hineingekommen? noch mit Masius a. g. O. S. 23: „Allein eben dieser *jussive* Sinn, wie ist er in den [*potentialen*] Konjunktiv hineingedrungen? Die Form an sich kann unmöglich von Haus aus zweierlei so Unvereinbares bezeichnet haben, das Wollen (Sollen) und die potentiale futurische Aussage von oft recht wenig Gewolltem.“ Sehr glaublich! aber man braucht deshalb weder zu künsteln, noch eine relativ einheitliche Grundbedeutung zu leugnen. Für diese Auffassung zu interessieren, die ich mich nicht entsinne, schon bestimmt ausgesprochen gefunden zu haben, wäre mir das wünschenswerteste Ergebnis der bisherigen Betrachtung. Wie man den Grundsinn einzelner Modi aus unseren Vorstellungen heraus und in unserer Sprache am besten formuliert, ist zum Teil nur eine Sache der Geschicklichkeit, innerhalb gewisser Grenzen sogar des Geschmacks. Ich habe beim Konjunktiv die Wurzel seines Wesens in einer Seelenstimmung des Sprechenden zu erkennen geglaubt, welche der im Gegensatz zur Selbstgewissheit des imperativischen und indikativischen Ausspruchs immerhin noch bestehenden Nicht-Gewissheit bezüglich der Verwirklichung des Verbalvorgangs entspricht, und sie als Unzuversichtlichkeit zu bestimmen gesucht, ohne

[1]) Je seltener dieser wichtige Gegensatz gebührend betont wird, um so lieber verweise ich auf das, was in ‘Moritz Haupt als akademischer Lehrer’ von Chr. Belger, S. 90—95 über eigentliche Bedeutung und Verwendung einzelner Wörter an lehrreichen Beispielen beigebracht ist. Dort liest man auch: „Durch den Zusammenhang eines Satzes kann eine Nuance in ein Wort [auch in eine Form!] gelegt werden, welche nicht eigentlich in ihm selbst liegt, sondern sich nur aus der vorliegenden Verbindung ergibt.“

auf die letzte vielleicht erkennbare psychische Determination mehr als hindeutend einzugehen, dem begrenzten Zweck dieser Arbeit entsprechend. Lenken wir hierauf den Blick schliesslich noch einmal zurück, so schien der Ablauf der Vorstellungsäusserung beim Konjunktiv nicht so sicher und schnell zu erfolgen wie beim Imperativ und Indikativ, sondern eine Hemmung zu erfahren. Dem vollkommen zuversichtlichen Willensakt und dem relativ fertigen Erkenntnisakt der ersten Modalstufe stand in der zweiten ein noch in der Entwicklung begriffener oder auf Verwirklichung noch wartender Willens- oder Erkenntnisakt gegenüber: die psychische Aktion war in beiden Fällen keine feststehende, sondern eine noch sich entwickelnde, gleichsam noch schwebende, — wobei denn auch eine gewisse Berührung der Konjunktivdiathese mit der Fragediathese sich bemerkbar machte und unschädlich zu machen war; vgl. o. S. 13 f. Besagte Unzuversichtlichkeit also musste im Gebiete des Erkennens in erster Linie der ungewissen Zukunft gegenüber zur Geltung kommen; wir sahen sie aber auch schon übergreifen auf nicht direkt Zukünftiges und werden sie ganz besonders noch wiederfinden in den indefiniten Nebensätzen generellen und iterativen Charakters (ὅτι ἂν ἀγαθὸν ᾖ, καὶ καλόν ἐστιν). Denn da deren Vorgänge der (indikativischen) Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, damit aber auch der Wirklichkeit und Gewissheit im Sinne naiver und urwüchsiger Auffassung entbehren, und dazu gar als noch unabgeschlossene Reihe den Charakter des sich entwickelnden, 'verlaufenden' Vorgangs an sich tragen, so sind sie eben der Konjunktivdiathese verwandt und zugänglich.

Ich muss hier abbrechen, um dem Programmetat nicht allzuviel zuzumuten. Den Scherz, mit dem ich den ersten Teil dieser Arbeit geschlossen habe, hätte ich mir besser für diese Stelle hier aufgespart. Den folgenden Teilabschnitt vom Optativ eröffne ich mit einer Art Schaustück, — einem Versuch nämlich, den hochmögenden Potentialis zu zwei Dritteln umzubringen, und mit einem Protest gegen die andauernde Misshandlung der deutschen Sprache auf deutschen Gymnasien (auch Kommentare kommen in Betracht) durch den Missbrauch des an sich ehrenwerten Hilfszeitworts 'möchte'. Es ist mir eine Art Herzensfreude gewesen, Cauer in seiner Grammatica militans[2] S. 14 auf gleichem Kriegspfade zu begegnen. Dabei ist es drollig, dass selbst der Irrtum in Germanien provinzielle Verschiedenheiten zu züchten scheint: wenn Cauer an dem 'dürfte' sich ärgert, das den Gedanken fälscht, nur um den Extemporaleschreiber energisch an den Optativ im ἄν heranzuwinken, so habe ich meinen Kleinkampf immer gegen das 'möchte (wohl)' zu führen gehabt, sobald ich eine neue Schar wissensdurstiger Primaner zur Erudition empfing. Und um sie neuer Lehre und Gewöhnung zugänglicher zu machen, verriet ich ihnen wohl einen amtlichen Briefwechsel, den ich einmal in den Mecklenb. N. N. aufgelesen hatte. Der klassisch gebildete Oberamtsarzt Dr. S. schreibt unterm 1. April aus K.: „Wohllöbliches Schultheissenamt in P. ersuche ich geziemend, zum Behufe der Feststellung der Sterblichkeitsverhältnisse mir gefl. mitteilen zu wollen, wie viele von den dortigen Einwohnern jährlich ungefähr sterben möchten. Mit Achtung usw.“ Und der biedere Schultheiss, welcher spricht und versteht, wie ihm der Schnabel und der gesunde Menschenverstand gewachsen ist, antwortet unterm 3. ejd. urschriftlich: „Auf Vorstehendes hat unterzeichnete Stelle zu bemerken, dass von den hiesigen Einwohnern, soviel bekannt, keiner sterben mag. Sich damit usw.“ Die Korrespondenz führte noch zu einer nicht minder lehrreichen und amüsanten Replik und Duplik, welche die Moduslehre weniger nahe berühren. (Schliesslich waren „des Todes verblichen 22 Seelen und ein Leineweber“.) Es ist leicht zu zeigen, dass der Optativ m. ἄν für unsere genauere Auffassung drei verschiedene Bedeutungen

haben kann, denen man nur durch verschiedene, zunächst typisches Übersetzungen gerecht wird: 1. die der Wunschaussage (die desiderative), 'ich möchte sagen'; 2. die konditionale (nach der Fiktion εἰ c. opt.) 'ich, du, er würde sagen', 3. die eigentlich potentiale (die der Möglichkeits-, Denkbarkeitsaussage) 'ich, du, er wird wohl sagen, man könnte sagen'; und dies gerade ist keineswegs der häufigste der drei Gebrauchstypen! Also auch davon wird eingehender zu handeln sein bei der Gebrauchs- und Bedeutungsentwicklung des Optativs. Deren genetische Darstellung nimmt im grossen ganzen denselben Weg wie beim Konjunktiv, nur dass sie, da die Anwendungen des Optativs sich reicher und vielseitiger ausgestaltet haben, diesem Umstande Rechnung tragen muss. Wir gelangen also von der Wunschaffektäusserung zur Wunschaussage, von der nahverwandten (noch der Begehrungsdiathese angehörigen) Fiktionsäusserung zu der ihr entsprechenden (konditionalen) Erkenntnisäusserung, von der gleichfalls noch volitiven *concessio* zur Denkbarkeitsaussage, dem echten Potentialis, zu dem übrigens noch ein zweiter Entwicklungsweg führt. Es wird weiter die angenommene Optativdiathese der Wirklichkeitsferne in den einzelnen Anwendungen des Modus nachgewiesen werden und ihre Probe zu bestehen haben an dem sog. iterativen und dem obliquen Optativ; die sekundären Personalendungen werden hierbei ihre Beleuchtung finden. Es erübrigt dann noch ein kurzes Eingehen auf den optativischen Indikativ. Der damit abgeschlossenen Grundlegung wird sodann endlich die redaktionell schon früher abgeschlossene Darstellung der Bedingungssätze und ihrer Sippe folgen, womit ich den unmittelbaren Bedürfnissen des Unterrichts näher zu kommen gedenke als in den vorstehenden 'Grundlinien'. Ob ich dieses Material vorlege, das wird von der Aufnahme abhängen, welche die gegenwärtige Probe findet, namentlich auch seitens der Wissenschaft.

Zur Aufklärung über einige Kunstausdrücke.